10/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Mini made in Erfurt

Programmiererin Birgit Stoltze delegiert zum DSF-Kongreß

Leseraktion Weltraum

Sechs Fragen zu Sigmund Jähn – 10 000 Mark zu gewinnen

Eine ungewöhnliche Geschichte in Sosopol verfilmt: Rolf Hoppe als philosophierender Koch

Melanios duftende Rezepte

★ Inhalt

Raumfahrt
Metamorphose eines Stratosphärenhelms – Doktorhut für DDR-Kosmonaut Sigmund Jähn **Seite 4**

Bilder und Standpunkte
Natur-Schätze **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Sport
Eine Neuigkeit auf dem Umfragenmarkt: Weltbestenlisten „ehrenhalber" **Seite 16**

Interview
Sicht aus Prag auf kernwaffenfreie Zone in Mitteleuropa **Seite 22**

Geschichte
Vor 300 Jahren starb der Große Kurfürst **Seite 24**

Tatsachenbericht
Der Tod des Einsiedlers **Seite 27**

Grafik zu Literatur
Nuria Quevedo – Alexander Twardowski **Seite 28**

Reportage
Rettungsaktion in der Leningrader Akademiebibliothek **Seite 30**

Film
Beobachtungen bei Dreharbeiten zu einem neuen Fernsehfilm **Seite 32**

Erzählung
Jaroslav Seifert: 3 kleine Geschichten über Bücher **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Neue Kinderserie
„Die beiden Brüder" **Seite 40**

Tourismus-Ratgeber **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Mikroelektronik
Birgit Stoltze: an der Wiege neuer Schaltkreise im Stammbetrieb „Karl Marx" Erfurt **Seite 46**

Transport
RO-RO-Linienverkehr Rostock–Riga **Seite 50**

Expedition
Auf Fotopirsch im kubanischen Regenwald **Seite 52**

Titelfoto:
Helmut Raddatz

Redaktionsschluß für dieses Heft: **2. 5. 1988**

★ Im Blickpunkt

Wie wir sie feiern:

Maitage

Moskau im Mai. Das Foto mit Lenin (unten) entstand im Jahre 1919, am 1. des Monats. Trotz Bürgerkrieg und Intervention begingen die Moskauer diesen Tag keineswegs zurückhaltend. Zehntausende zogen auf die Straßen, und Lenin hielt gleich drei Reden auf dem Roten Platz – zwei zur Feier des Tages und eine dritte bei der Enthüllung eines provisorischen Stepan-Rasin-Denkmals. Vor Jahresfrist hatte der Rat der Volkskommissare unter Lenins Vorsitz das Dekret über die Denkmäler der Republik „zur feierlichen Begehung des großen Umsturzes, der Rußland von Grund auf verwandelt hat", verfügt. Unter Punkt 4 hieß es dort: „Der Rat der Volkskommissare drückt den Wunsch aus, daß schon zum 1. Mai einige dieser häßlichen Götzenbilder (gemeint waren Denkmäler von Zaren und ihren Lakaien – F. S.) abgeräumt sein sollen und die ersten Modelle für neue Denkmäler den Massen zur Beurteilung vorgestellt werden." So war auch das Abbild des 1671 von der feudalen Obrigkeit hingerichteten Bauern- und Kosakenführers Rasin auf den Roten Platz gekommen.

Dieser 1. Mai 1919 in Moskau muß ein schöner Frühlingstag gewesen sein, denn auf einem anderen Foto, das Lenin bei der Denkmalübergabe zeigt, steht er barhäuptig über einer wogenden Menschenmasse, und die Sonne zeichnet scharfe Schatten in die freundlichen Gesichter.

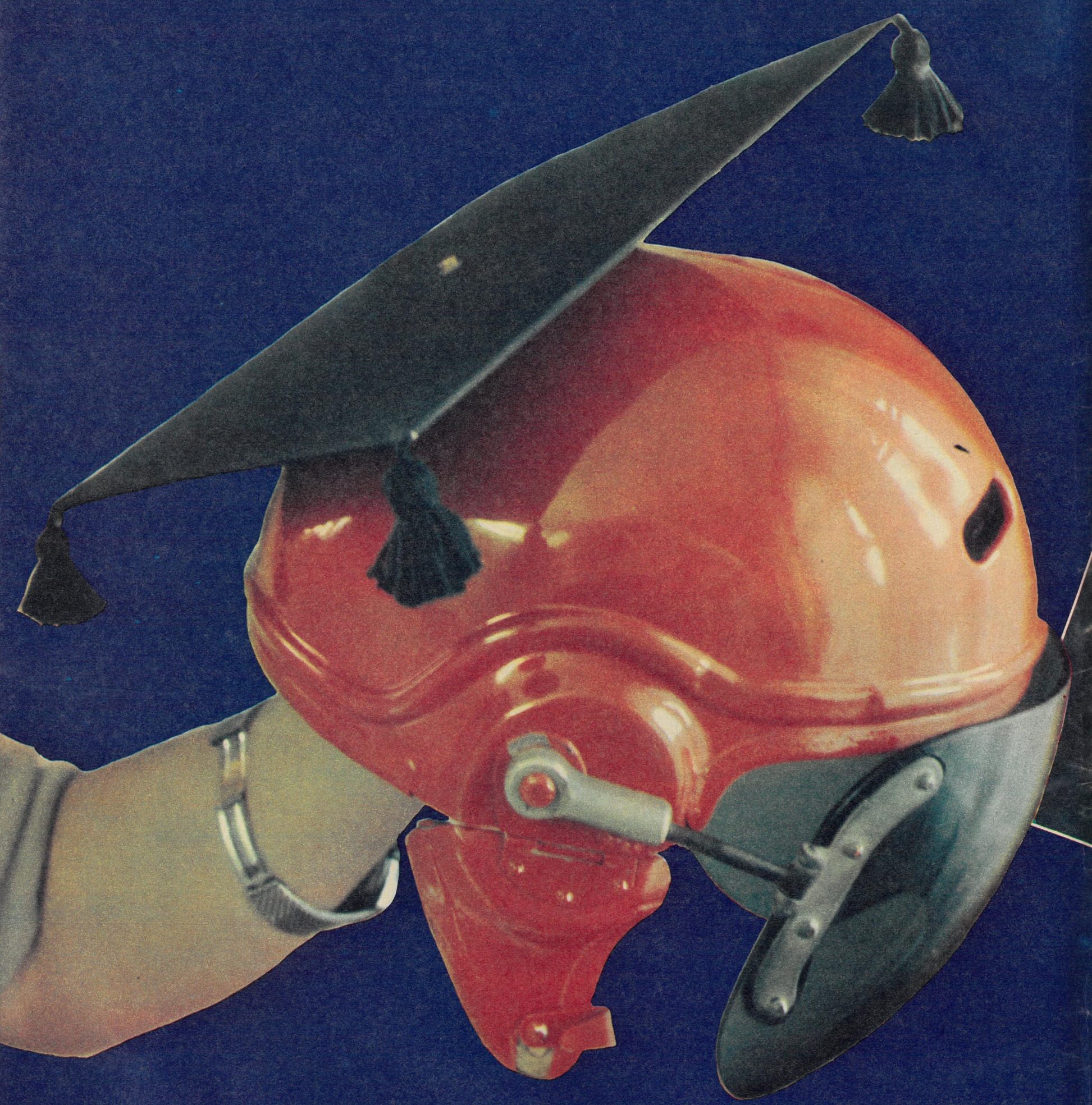
Unübersehbar: ein Festtag! Für ihn hatte das russische Proletariat aber länger als andere kämpfen müssen. 1889 proklamierte in Paris eine Internationale Arbeiterkonferenz den 1. Mai zum weltweiten Kampf- und Feiertag, und dies geschah ausdrücklich in Erinnerung an eine Massenversammlung von Chicagoer Arbeitern am 1. Mai 1886, in deren Folge es zu blutigen Zusammenstößen mit der Polizei gekommen war (ganz unten). Die erste russische Maifeier trug sich jedoch erst 1891 in einem Wald bei St. Petersburg zu, wo sich etwa zweihundert Sozialdemokraten illegal trafen. In den folgenden Jahren wurden alle Ansätze von Maifeiern und

politischen Demonstrationen des Proletariats bereits im Ansatz verhindert. Das änderte sich erst nach dem Sturz des Zaren. Der 1. Mai 1917, der erste legale und von Lenin in seiner Ansprache vor revolutionären Soldaten auf dem Marsfeld in Petrograd als der 1. Mai der „Erwartungen und Hoffnungen" bezeichnet, stand am Beginn eines langen heißen Sommers, der praktisch mit der siegreichen Oktoberrevolution endete.

Wenige Wochen, bevor an jenem 1. Mai 1919 das untenstehende Foto gemacht wurde, hatte sich in Moskau die III., die Kommunistische Internationale konstituiert; der deutsche Delegierte hieß übrigens Hugo Eberlein. (Dessen Sohn, Werner Eberlein, ist heute Mitglied des Politbüros des ZK der SED und 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung Magdeburg). Diese III., die Leninsche Internationale, stellte den Auftrag, die Arbeiterparteien so zu entwickeln, daß sie den Kampf des Proletariats für Demokratie, Frieden und Sozialismus erfolgreich leiten könnten. Der Aufgabe verschrieben sich die deutschen Kommunisten mit Leidenschaft unter der Führung Ernst Thälmanns. Sie stand auch auf ihren Fahnen, als sich nach 1945 die beiden Arbeiterparteien zur SED vereinten und die antifaschistisch-demokratische Umwälzung vollzogen. Lenins Worte bestimmten ihr Handeln beim Aufbau der Grundlagen des Sozialismus in der DDR und bei der Umgestaltung 1971, als die Mitglieder der SED auf ihrem VIII. Parteitag die Schaffung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft beschlossen. Seit jener Zeit nutzen wir unsere Demonstrationszüge am 1. Mai zugleich als Tribüne, um die durch Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik möglich gewordenen Fortschritte in Gesellschaft wie im Privaten vorzuzeigen, um in enger Verbundenheit mit den Repräsentanten unseres Staates ein machtvolles Ja zur Friedenspolitik zu sagen (Foto rechts: Ein Maigruß der Jüngsten für Erich Honecker während der Demonstration 1988). Um unseren brüderlichen Gruß in Lenins Land zu senden – mit dem Versprechen, daß die Tat der Befreiung, die sich in den Maitagen 1945 vollendete, nicht vergessen wird. Dies alles auch in diesem Jahr natürlich. Lenin hatte in einer seiner drei Reden auf dem Roten Platz am 1. Mai 1919 festgestellt, daß sich „das Bild der Feier des proletarischen Tages" geändert habe. Die Arbeiter in allen großen proletarischen Zentren gingen nicht mehr auf die Straße, „um spazieren zu gehen, sondern um ihre Kräfte zu demonstrieren". Das ist bis auf den heutigen Tag so geblieben: in Berlin wie in Moskau und anderswo.

Frank Schumann

Fotos: ZB/Mittelstädt; Archiv (2)



Ein Beitrag von
Karl-Heinz Eyermann

Der Doktorhut, der aus dem Weltall kam

„Die Filmkassetten
schaukeln vor mir herum.
Ein sachtes Antippen
mit der Fingerspitze
löst einen Bewegungsimpuls aus.
Auch in der Schwerelosigkeit bleiben die
physikalischen Gesetze, die der
große Newton bereits erkannt hatte, in Kraft." *Sigmund Jähn*

Zwei Bilder, zwischen denen fünf Jahre liegen und die doch zusammen gehören. Das eine aufgenommen am 2. September 1978 gegen halb zwölf im Orbit. Sigmund Jähn, einen Tag vor seiner Rückkehr aus dem Weltall, die Kassetten mit den belichteten Filmen aus der Orbitalstation ins Raumschiff transportierend. Das andere 1802 Tage später. Am 9. August 1983 im Potsdamer Zentralinstitut für Physik der Erde (ZIPE). Sigmund Jähn erhält für eine wissenschaftliche Auswertung seiner im All entstandenen Fotos den Hut als doctor rerum naturalium. Einen ganz besonderen. Einen roten Stratosphärenhelm mit dem aufgesetzten schwarzen Viereck und den Quasten für den promovierten Akademiker. Einen in zielstrebiger Arbeit mit glänzendem Resultat erworbenen. Keine Handreichung, wie das Bild vielleicht vermuten ließe. Lediglich eine Sachaufnahme, denn auf Wunsch des Dr. rer. nat. wurde die außergewöhnliche Krönungszeremonie nicht für die Öffentlichkeit fotografiert.

Der Doktorhut, der aus dem Weltall kam

Arbeitsatmosphäre und Verständigung – ausgezeichnet: Sigmund Jähn und Karl-Heinz Marek. Arbeitssprache Deutsch und die Raumfahrtsprachen Englisch und Russisch. Beide erlernten sie, Englisch in Intensivkursen, Russisch während ihrer mehrjährigen Studienaufenthalte in der UdSSR.

Runde 108 für die Kosmoscrew UdSSR–DDR um die Erde. So zeigt es das Zählwerk an, das jede Erdumkreisung registriert, als dieses Bild in der Orbitalstation Salut-6 entsteht. Die Hauptarbeit ist getan. Vor allem die Experimente mit der Jenaer Multispektralkamera und den beiden Dresdener Handkameras hat er im Kasten. Mehr belichtete Filme als vorgesehen. An Bord herrscht Aufbruchstimmung. Für Kommandant Valeri Bykowski und Forschungskosmonaut Sigmund Jähn nur noch achtzehn Reisen um den Erdball bis zur Landung in Kasachstan.

„Ich mußte schon ganz schön rudern, um die herumtänzelnden Kassetten zusammenzuhalten und durch die Station zu bugsieren", sagt Sigmund Jähn, als er jetzt mit uns das Foto betrachtet. Je größer die Zeitdistanz zu seinem Wochenflug ins All wird, desto genauer werden die Eindrücke formuliert, werden Details lebendig.

„Ja, mit diesen Kästen von der MKF-6M, der Multispektralkamera, konnte ich im Orbit Physikunterricht machen", erinnert er sich schmunzelnd.

Und dann erzählt er: „Das Einlegen der normalerweise schweren Filmkassetten war dort oben auch nicht leichter. Dennoch zeigten die MKF-6M-Kassetten anschaulich, daß wohl das Gewicht, nie aber die Masse eines Körpers aufgehoben werden kann. Wir hantierten mit drei Kassetten gleichzeitig in der Schwerelosigkeit. Zwei davon waren leer, in der dritten befand sich die volle Filmrolle; sie besaß also die größere Masse. Obwohl alle drei Kassetten einträchtig in gleicher Höhe nebeneinander schwebten, reagierte die geladene träger auf Bewegungsimpulse. Was theoretisch nicht anders sein konnte, wurde hier noch einmal praktisch demonstriert."

Als die Schuhe bei der Rückkehr verglühten: „Ich vergaß sie mitzunehmen, denn alles drehte sich um die Fotos und um Valeri"

Viele belichtete Filme bringt der DDR-Kosmonaut von seiner orbitalen Wochentour nach Hause. Vor allem Motive auf ORWO-Material, die er mit dem Auge durch die Bordfenster erfaßt und mit der Pentacon-six und Praktica-EE2 fotografiert: Kam ihm nicht schon in der Erdumlaufbahn in den Sinn, daß er vielleicht Fernerkundungsbilder für eine eigene wissenschaftliche Studie, für eine Dissertation sammeln könnte?

„Daran habe ich überhaupt nicht gedacht, ich wollte die Experimente, die Wissenschaftler der DDR und der UdSSR vorbereitet hatten, so gut es ging durchführen."

Also kein Gedanke beim Rückflug zur Erde, daß in den Kassetten eigentlich eine Dissertation steckt? „Nein", sagt er.

Sigmund Jähn hatte Gefallen an der Kosmosfotografie gefunden. Und selbst in den letzten Schwerelosigkeitsstunden mochte er die Kameras nicht aus der Hand legen. Eine zusätzliche Aufnahmeserie wird ihm während der drittletzten Runde um die Erde genehmigt. Fotografieren des Orbitalkomplexes nach dem Abkoppeln des Austausch-Raumschiffes Sojus-29, mit dem Bykowski und Jähn landen sollen. Bilder von Salut-6 mit dem am Heck angedockten Sojus-31, dem Raumschiff, das die Besatzung UdSSR–DDR in den Orbit gebracht hatte.

Um 8.17 Uhr des dritten Septembertages 1978 werden die Schotten von Salut-6 dicht gemacht. Bykowski und Jähn wechseln durch die Bugluke in Sojus-29 über. Mit Wolodja Kowaljonok und Sascha Iwantschenkow, den Männern der Stammbesatzung, verkehren sie jetzt per Funk. Bykowski hat durch die Abschiedszeremonie vergessen, das bequemere WC der Station zu benutzen. Nun sind die Luken geschlossen, und es bleibt ihm nur die unbequemere Toilette in der Orbitalsektion des Raumschiffes, die beim Eintauchen in die Atmosphäre abgesprengt wird und verglüht. Diese kugelförmige Kabine mit Herd, Mini-WC und Kleiderschränken hat sich aber in eine Gerümpelkammer verwandelt, denn Kowaljonok und Iwantschenkow hatten sie mit ausgedienten Geräten, Verschleißteilen und dem angefallenen Müll von Wochen vollgestopft und so mit ihrem „Weltraumschrott" die Abortanlage blockiert. Das Schimpfen seines Kommandanten veranlaßt den Forschungskosmonauten Jähn in die engere Kommandokabine zu verschwinden und dort unter Mühen den Skaphander anzuziehen. Die schnappschußbereite Kamera nimmt er mit hinüber, die ausgezogenen Bordschuhe läßt er in der Orbitalsektion zurück. Das merkt er aber erst später, nachmittags nach der Landung.

Jähn: „Ich zog es vor, meinen Platz im Landeapparat vorzeitig einzunehmen. Allerdings vergaß ich aus diesem Grund meine Bordschuhe in der Orbitalsektion. Bevor ich noch auf der Erde stand, waren sie schon mit verbrannt. Eine gute halbe Stunde vorher zusammen mit dem Müll in der Reibungshitze der Atmosphäre. Hätte mir nicht ein Genosse des Suchkommandos seine Turnschuhe gegeben, ich wäre wohl in Strümpfen Ehrenbürger der kasachischen Bergarbeiterstadt Dsheskasgan geworden."

Sigmund Jähn läuft – sehr zur Freude seines Kommandanten – auf kasachischem Boden mit fremden Turnschuhen durchs Spalier. Die Aufnahmen, die dabei gemacht wurden, sieht er das erste Mal in dem Jahr, in dem er seinen Doktorhut erhält. FREIE WELT-Redakteurin Ina Stritzke hatte sie auf einer Reise nach Kasachstan entdeckt und in dem Beitrag „Ehrenrunde in geborgten Schuhen" erstmals veröffentlicht (FREIE WELT 18/83). Eines dieser Fotos finden Sie in diesem Heft auf Seite 9, in der Leseraktion „Den Hut haben wir alle auf".

Eine nicht eingereichte Dissertation: „Mehrere Jahre wertete ich meinen Raumflug aus"

„Flugbericht über den Raumflug UdSSR–DDR" heißt ein drei Finger dicker Rapport von Schreibmaschinenseiten, Skizzen, graphischen Darstellungen und Tabellen. Wie mit dem Seziermesser nimmt Sigmund Jähn jede einzelne Phase seiner Expedition mit Valeri Bykowski auseinander.

Wenn man in diesem Bericht liest, merkt man, daß es nicht nur ein Rapport ist. Jähn hat auch unter den ungewohnten und überwältigenden Eindrücken der Schwerelosigkeitswoche seinen kritischen Verstand voll bewahrt und mit hellwachen Augen in der schwierigen Adaptionsphase an die orbitalen Verhältnisse alles registriert.

So stößt er in keine Fanfare, wenn er die exakte und termingerechte Erfüllung der einzelnen Versuche vermeldet. Er schreibt Anmerkungen, wie man Experimente verändern sollte, wie man die Gerätschaften, mit denen er umging, noch handlicher und effektiver machen kann. Der Multispektralkamera, der DDR liebstes technisches Weltraumkind, stellt er das Prädikat „sehr gut" aus. Und läßt es nicht dabei bewenden. Er zählt auf, was an den Kassetten der MKF-6M noch zu verändern ist, welche Schrauben seiner Ansicht nach für Schnellverschlüsse geeigneter wären. Und er empfiehlt, die Oberseite des kompakten Kamerablocks in einen Arbeitstisch zu verwandeln.

In die Zeit seines Flugberichtes fällt eine intensive Periode enger Zusammenarbeit mit den Autoren der einzelnen Weltraumexperimente des Gemeinschaftsfluges UdSSR–DDR, mit den Wissenschaftlern aus verschiedenen Instituten.

Besonders zieht es ihn nach Potsdam, dorthin, wo die Experimente „MKF-6M" („Raduga-M"), „Biosphäre", „Polarlicht" und „Polarisation" ausgewertet werden. Aus seiner Niederschrift ist unschwer herauszufinden, welche Experimente so recht nach seiner Art waren. „Die Arbeit mit Auge, Farbskalen-Atlas und Handkamera, das Experiment ‚Biosphäre' machte am meisten Spaß. Neben dem Spaß an dieser abwechslungsreichen Tätigkeit hatte ich zugleich den Ehrgeiz, die begrenzte Zeit im All dafür maximal zu nutzen, mich also auch zwischen den anderen Experimenten oder sogar parallel zu ihnen mit der Fernerkundung der Erde zu befassen."

„Biosphäre" bringt ihn in engen Kontakt mit zwei Wissenschaftlern aus Potsdam, mit Professor Kautzleben und Dr. Marek, Wegbereiter für die kosmische Fernerkundung der Erde. Diese Verbindung sollte entscheidend für die Wissenschaftlerlaufbahn des DDR-Kosmonauten werden.

Und wie lange arbeitete er an seinem Flugbericht? „Eigentlich könnte ich heute noch vieles hinzufügen, was in Überlegungen gereift ist. Mehrere Jahre wertete ich meinen Raumflug aus", räumt Sigmund Jähn ein. Aus seiner Antwort spürt man, daß er diesen Flugbericht auch jetzt nicht zu den Akten gelegt hat.

Hätte dieser Bericht, der schon mehr eine Studie ist, nicht als Dissertation abgegeben werden können? „Der Flugbericht gehörte zu meiner Weltraumexpedition. Das war die Aufgabe, die man von mir erwartete, und für mich war es einfach Pflicht, sie nach besten Kräften zu lösen. Für eine Dissertation mußte ich mir den Auftrag selbst erteilen und ein Thema wählen, um etwas ganz Eigenes zu machen", entgegnet er.

Etwas ganz Eigenes ist der Flugbericht ganz gewiß. Und unter ganz Eigenem versteht der DDR-Kosmonaut nicht eine individualistische Neigung, sondern das individuell Beste für die Raumfahrt und sein Land. Auch so gesehen wäre dieser Bericht eine Dissertation wert gewesen. Vielleicht hätte man sogar einen völlig neuen Doktortitel schaffen müssen. Vielleicht Dr. rer. cos – einen Kosmonautendoktor.

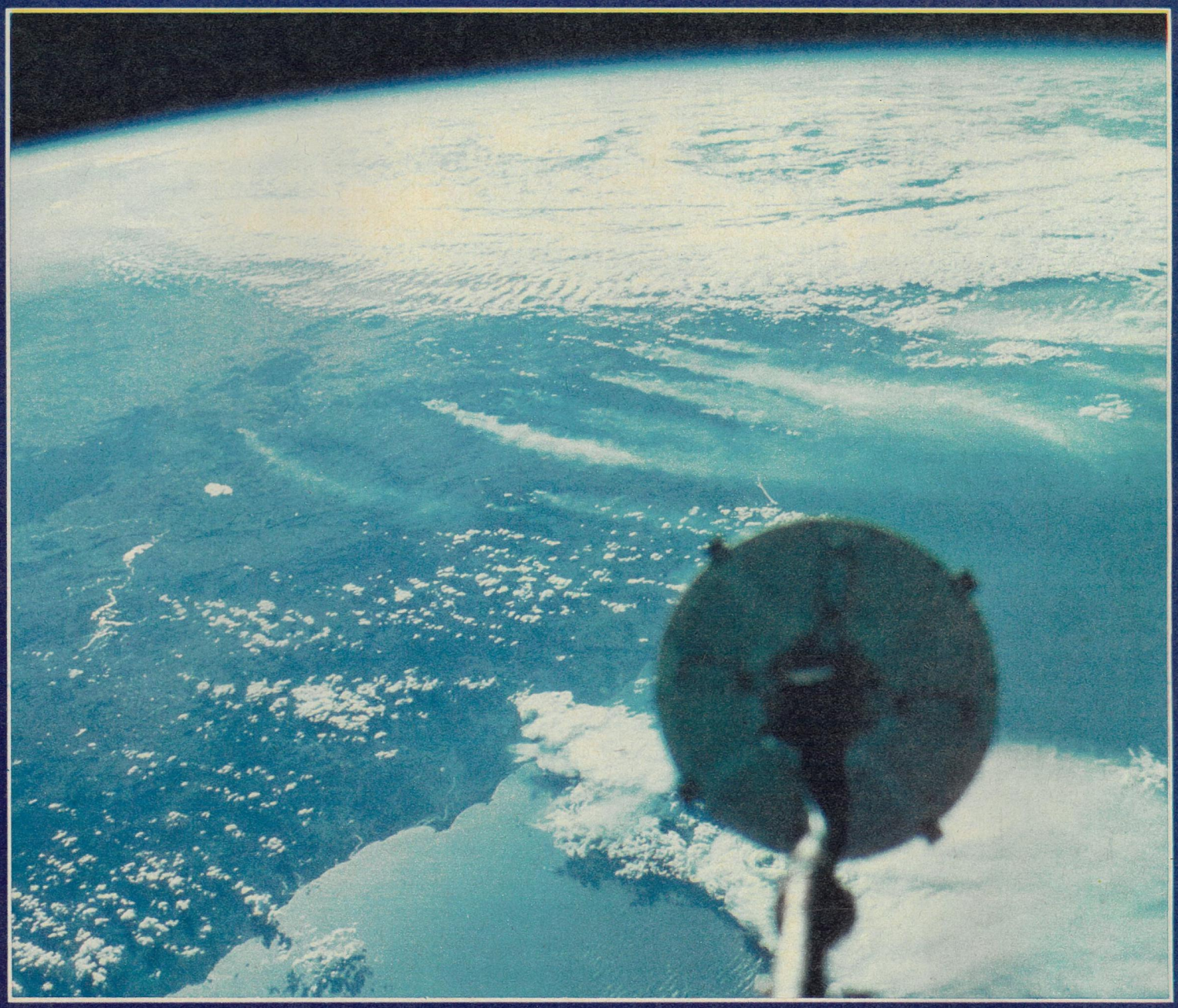
Aber Jähn hat seinen eigenen Kopf, was er unter Eigenem versteht. „Ich will nicht mit einer Arbeit etwas geschenkt bekommen, was man sich durch eine andere erst verdienen muß!"

Summa cum laude: „Der Stratosphärenhelm als Doktorhut – das war vielleicht eine Überraschung"

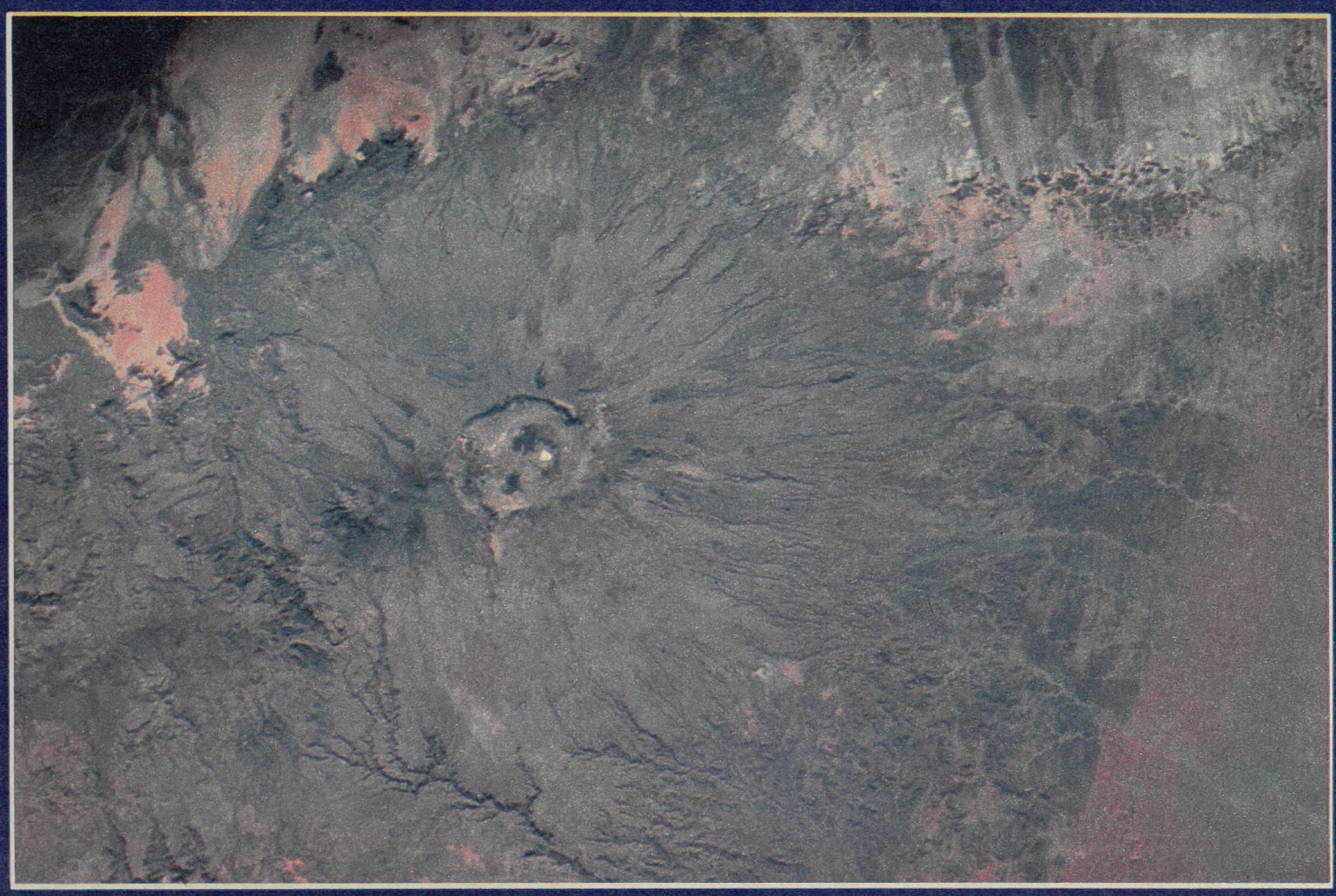
Die kameradschaftliche Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern des Potsdamer Zentralinstituts für Physik der Erde (ZIPE), die Jähn schon seit 1977 kennt und die ihn in der Vorbereitungsphase des Raumfluges UdSSR–DDR mit den Erderkundungsexperimenten vertraut machten, stellte die Frage von selbst auf die Tagesordnung: Wann wird der DDR-Kosmonaut Doktor?

Eigentlich war ihm der Doktor schon ins Raumschiff gelegt worden. Die Psychologen im Raumflug-Trainingszentrum „Juri Gagarin" stellten Sigmund Jähn vor seinem Start ein Zeugnis aus, das ihm mehr als eingeübte Schwerelosigkeits-Assistenz bei Experimenten bestätigt: „Konkreter Intellekt und Nüchternheit kombinieren sich mit entwickeltem Vorstellungsvermögen. Er verfügt über ein hohes schöpferisches Potential und die Fähigkeit, es für originelle Lösungen seiner professionellen Aufgaben zu nutzen."

Der Flugbericht und die Auswertung der Experimente – von der Vorbereitungs- bis zur Abschlußphase dauerten sie von 1977 bis 1982, immerhin sechs Jahre – ließen auch in Sigmund Jähn den Entschluß reifen, nun den Doktor zu machen. Natürlich auf der Grundlage von „Biosphäre". Über zweihundert Color- und Schwarz-Weiß-Fotos von unterschiedlichen Regionen in Europa, Asien und Afrika – mehr als erhofft – hatte er während



Feuerwache, Umweltschutzkontrolle, Geo-Erkundung aus dem All: mit visuell-optischen Beobachtungen an Bord der Orbitalkomplexe. Bilder, aufgenommen mit Handkameras durch die Bullaugen der Salut-Stationen: Sechs Waldbrände in Australien mit Rauchfahnen bis zu 140 Kilometer Länge, entdeckt aus 350 Kilometer Höhe.



Struktur eines alten Vulkankraters in Afrika.

Fotos: Besatzungen des Salut-Sojus-Orbitalkomplexes; Puschkarjow/TASS; B. Saweljew; A. Paszkowiak; L. Hannemann/ZIPE.

dieses Experiments aufgenommen. Auge und Handkamera waren dabei gepaart – Jähn nennt es die visuell-instrumentelle Methode der Erderkundung – und lieferten neue, für viele Wissenschaften ausdeutbare Daten.
Geologen, Geographen, Meteorologen interpretierten die Aufnahmen. Und die Schilderungen von Jähn als Augenzeuge gaben wertvolle Aufschlüsse. Nun genügen diese Schilderungen dem Kosmonauten nicht mehr. Er beginnt selbst mit der wissenschaftlichen Analyse. Er versetzt sich in die Raumfahrer, die nach ihm fliegen und „Biosphäre“ mit noch höheren Ansprüchen weiterführen sollen. Er denkt darüber nach, wie das Interieur der Orbitalstationen beschaffen sein muß, welche optischen Effekte deren dickgläserne Bullaugen haben sollten. Er schlägt rationellere Arbeitsabläufe vor als das Blättern in den Bordbüchern vor jeder Aufgabe und als das Eintragen von Uhrzeit und Motiv per Kugelschreiber nach jeder Aufnahme. Er macht Vorschläge, den Farbskalen-Atlas zu erweitern, mit dem der Kosmonaut sein Auge eicht, wenn er ein Naturschauspiel in Color erlebt.
Gedanken für eine A-Promotion, für einen Dr. rer. nat. Und Karl-Heinz Marek, der Chef des Methodisch-Diagnostischen Zentrums am ZIPE, trägt sich mit der Absicht, seine B-Promotion zu erlangen. So entsteht in der Kollektivarbeit der beiden die Idee, daß jeder für die wissenschaftliche Gemeinschaftsanalyse „Ar-

GROSSE FW-LESERAKTION

Jede Einsendung, ganz gleich zu welcher Frage, kommt in die Auslosung, alle Teilnehmer haben also die gleichen Gewinnchancen. Jede zehnte Einsendung prämieren wir mit einem Autogrammfoto von unserem Kosmonauten!

KENNWORT: DOKTORHUT

Zusätzlich interessieren uns Ihre Fragen zum aktuellen Weltraumalltag! Machen Sie mit, denn:

Den Hut haben wir alle auf

Der Doktorhut, der aus dem Weltall kam

Glücklich gelandet: Bykowski und Jähn in der kasachischen Steppe. Ein Bild von TASS-Fotograf Albert Puschkarjow, preisgekrönt auf internationalen Ausstellungen. Bekannter als das Bild rechts unten: Sigmund Jähn in geborgten Schuhen auf einer Ehrenrunde in Kasachstan. FREIE WELT will in ihrem Quiz Bilder von Bykowski und Jähn preiskrönen, Schnappschüsse unserer Leser, die den Kosmonauten bisher unbekannt blieben.

beiten zur Entwicklung methodischer Grundlagen für die Auswertung und Nutzung von Fernerkundungsdaten in der DDR" die entsprechenden Kapitel verfaßt. Jähn vor allem zur Thematik „Operative Verfahren der visuell-instrumentalen Erdbeobachtung".

Auf zweihundertvierundfünfzig Seiten legen sie ihre Erkenntnisse dar, die sie aus mehrjähriger Erfahrung und aus dem Erlebnis Weltraumflug UdSSR–DDR gewannen.

Am 9. August 1983 verteidigten beide in ihrer gemeinsamen Akademie-Arbeitsstätte mit Bravour diese Arbeit. Jähn und Marek bestehen mit „allerhöchstem Lob", summa cum laude. Und es gibt eine Zeremonie, die wohl einmalig für ein Auditorium ist. Jähn und Marek werden zwei rote, zu Doktorhüten drapierte Stratosphärenhelme überreicht. Dem Kosmonauten für den doctor rerum naturalium (Dr. rer. nat.). Dem kosmischen Erderkundler für den Dr. sc. nat. (zu dem bald darauf noch der Professorentitel kommt). „Der Stratosphärenhelm als Doktorhut – das war vielleicht eine Überraschung", erzählt Jähn.

Wie wird ein Nationalheld Doktor? Ein Mann, mit Orden, Ehrenbürger- und Ehrenmitgliedschaften überhäuft. Ein Mann in Stein gehauen, in Metall gegossen, in Öl und Pastell gemalt, in Liedern besungen.

„Das ganze Drumherum hat eigentlich meine wissenschaftliche Arbeit erschwert", sagt er, und er begründet es – angefangen von der fehlenden Zeit. Man spürt es an der Art, wie er formuliert und wie er argumentiert, der Ruhm ist spurlos an seiner Haltung vorübergegangen. Es zählt, was man sich selbst für Ziele stellt, wie man gesellschaftliche Interessen verficht. Selten nennt er direkt beim Namen, was das eigentlich für ihn bedeutet: Parteiauftrag. Er liebt die großen Worte nicht.

Auf zwei Titel, die er in harten Prüfungen selbst erworben hat, ist er stolz, ohne es besonders hervorzukehren. Flieger-Kosmonaut und doctor rerum naturalium. Für beide gab es keine Sonderzuschläge an Vergünstigungen. „Ohne gründliche Vorbereitung fliegt man nicht ins All", heißt es aus seinem Munde. Für den zweiten Titel gab es noch mehr Hypotheken, und wenn man es genau nimmt, hat er diese sich selbst auferlegt.

Ein Flug, der nie zu Ende ist: „Immer, wenn ich diese Bilder betrachte, kehre ich in den Orbit zurück"

Vor zehn Jahren flog er für eine Woche ins All. Aber noch heute geht der Flug für ihn weiter. Damals, am 26. August 1978, war es ein Start, der am 3. September mit einer glücklichen Landung endete. Aber für den DDR-Kosmonauten geht die Reise auf der Erdumlaufbahn weiter.

„Immer, wenn ich diese Bilder betrachte, kehre ich in den Orbit zurück", sagt er. Es ist, als setze er den Stratosphärenhelm auf, der jetzt auf dem häuslichen Bücherregal thront. Es ist, als ziehe er den Skaphanderhandschuh an, der im kosmischen Heimatmuseum Morgenröthe-Rautenkranz als Reliquie aufbewahrt wird, als hole er von dort die Praktisix, um sie mit ORWO-Filmen aufzuladen.

In seinem Buch „Erlebnis Weltraum" gesteht er ein: „Monate nach der Landung träumte ich einmal, bei meinem nächsten Weltraumflug hätte ich einige Rollen vom neuesten ORWO-Color-Material zur Verfügung, so hochempfindlich, daß der Film selbst in der kosmischen Nacht die feinsten Farben originalgetreu abbildete. Ich bin überzeugt, solch einen Film schauten sich nicht nur die Spezialisten mit staunendem Interesse an. Er würde jeden tief bewegen, der Augen und ein Herz für die Schönheit unseres Planeten und seine natürliche Umwelt besitzt."

Jähn träumt nicht in die Vergangenheit seines Fluges zurück, sondern ist geistig auf eine Kosmosexpedition bis über das Jahr 2000 vorbereitet, mit klaren Vorstellungen, wie und was er aus Orbitalstationen erforschen würde.

Jähns Lieblingsbeschäftigung „Biosphäre" ist zu einem Standardexperiment in der Erdumlaufbahn geworden. In der Nachfolgestation Salut-7 wurden Jähns Experimente fortgesetzt. Auch im neuen Orbitalkomplex Mir arbeiten Kosmonauten mit Auge und Handkamera nach der Methode, die der DDR-Raumfahrer zuerst ausprobierte.

So gesehen, ist die Dissertation auch ein Stück Kosmos-Zukunft geworden.

Jähn nennt die vielen Doktorenväter, die er hat. Wissenschaftler der UdSSR und der DDR, insbesondere die vom Zentralinstitut für Physik der Erde in Potsdam und vom Moskauer Kosmoszentrum „Priroda", die Dresdener und Jenaer Kamerabauer, die Lehrer und Ausbilder im Raumflug-Trainingszentrum „Juri Gagarin"... Es scheint, er mache nachträglich noch Fußnoten zu seiner Dissertation. Es scheint, er erweitere das Quellenverzeichnis und führt die Hauptquelle an: die Leistungen der Werktätigen unserer Republik, den Bruderbund mit der Sowjetunion.

Sein Blick geht zu dem Helm auf dem Regal: „Weißt Du, den Hut haben wir alle auf."

10 000 Mark
warten auf ihre Gewinner

Ein Gemeinschaftsvorhaben der Gesellschaft für DSF und der Redaktion FREIE WELT zum 10. Jahrestag des Raumfluges UdSSR– DDR

1. Wie und wo haben Sie den Weltraumflug des ersten Deutschen erlebt? Welche Erinnerungen haben Sie an diesen Tag?
Schreiben Sie uns Ihre Gedanken!

2. Haben Sie den Kosmonauten der DDR Sigmund Jähn, seinen Kommandanten Valeri Bykowski oder andere Raumfahrer bei einer Begegnung in den letzten 10 Jahren fotografiert?
Schicken Sie uns Ihre Fotos!

3. Trägt Ihr Kollektiv den Ehrennamen eines Kosmonauten oder kämpft darum?
Nennen Sie uns Ihre Gründe und Ihre Aktivitäten!

4. Hat der Kosmosflug von Sigmund Jähn Ihre ganz persönlichen Pläne, Ziele und Zukunftsvorstellungen beeinflußt?
Erzählen Sie uns davon!

5. Phantasie ist gefragt! Was würde Sie persönlich an einem Kosmosflug reizen?
Schildern Sie uns Ihre Vorstellungen!

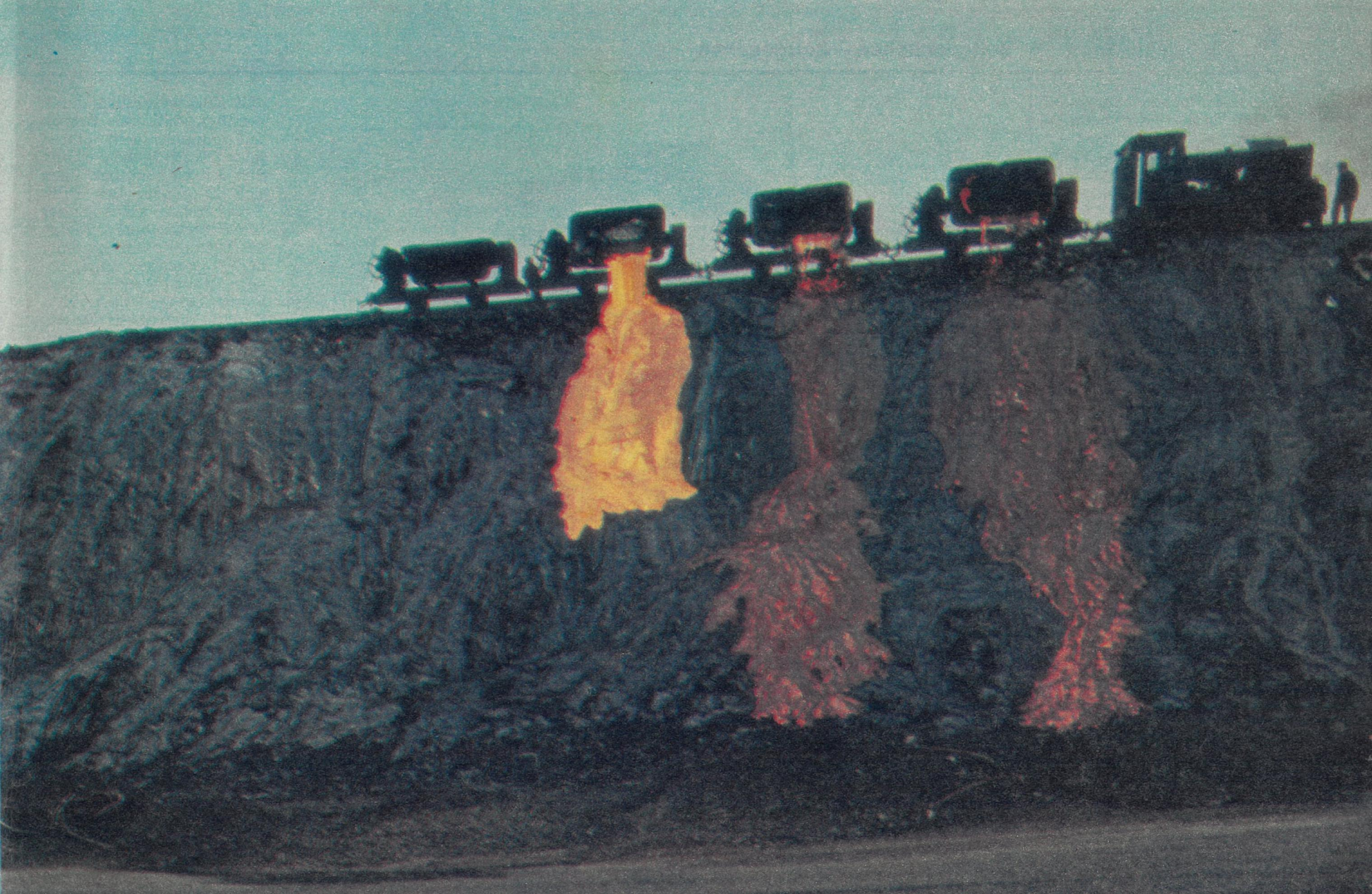
6. Extraaufruf an alle Kinder!
Malt das Abenteuer Kosmos, wie ihr es seht!
Schickt uns eure Zeichnungen!

UNSERE GEWINNE:

5 × 500 Mark
10 × 250 Mark
15 × 100 Mark
30 × 50 Mark
5 Bücher „Erlebnis Weltraum", signiert von Sigmund Jähn und 5 von ihm gestiftete Sonder-Souvenirs

Außerdem laden wir 15 Einsender zu einem Weltraumforum mit Sigmund Jähn nach Berlin ein.
Einsendetermin: ab heute bis spätestens 30. Juni (Poststempel).

Natur-Schätze



Bilder und Standpunkte

len. Für mich als Ökologen ist dafür das Erholungsgebiet „Senftenberger See" ein Beleg erfolgreicher Umweltpolitik. In diesem ehemaligen Braunkohlenrevier erholen sich heute Tausende Urlauber aus nah und fern. Das Territorium ist das erste weltweit beachtete Beispiel einer ökonomisch und ökologisch harmonisch entwickelten Bergbaufolgelandschaft. Wissenschaftler und Praktiker unseres Landes arbeiten ständig an effektiven Verfahren, um vom Bergbau genutzte Flächen wieder für die Pflanzenproduktion oder auch für die Forstwirtschaft aufzubereiten. Wertvoller kulturfähiger Boden wandert nicht auf die Halde, sondern wird zwischengelagert, um später wieder als Deckschicht zur Verfügung zu stehen. Der Boden aus tieferen Schichten wird mit kalkreicher Asche, nährstoffhaltigen Laugen oder Düngemitteln behandelt. Für die Rekultivierung der Böden investieren die Bergbaubetriebe pro Hektar 25 000 bis 35 000 Mark. Mittel für das Düngen oder Meliorieren kommen aus dem Staatshaushalt, so daß uns ein Hektar „Neuland" etwa 45 000 Mark kostet.
Langjährige Untersuchungen weisen nach, daß dieser Aufwand lohnt, daß der Boden nach der Rekultivierung oft wertvoller ist als vorher. In den Gebieten ehemaliger Braunkohlentagebaue im Kreis Hohenmölsen beispielsweise liegen die Ernteerträge von Weizen, Kartoffeln, Hafer und Raps über dem Durchschnittswert der angrenzenden landwirtschaftlichen Betriebe.
Und als gelernter Forst-Fachmann weiß ich, daß sich besonders Pappel, Erle und Birke zum Aufforsten auf Halden- und Kippenflächen eignen. Die Erfahrungen der DDR bei der Gestaltung von Bergbaufolgelandschaften wurden übrigens Entwicklungsländern in Form einer Fallstudie zur Verfügung gestellt.
Und was Helbra betrifft: Dort wird gegenwärtig ein neues Verfahren zur Verarbeitung von Kupferkonzentraten, die Erzbrikettierung, eingeführt, das neben den Arbeits- und Lebensbedingungen der Hüttenwerker auch die Umweltbedingungen verbessern soll.

Dr. Roland Maier
Forschungsgruppe
Ökologie im
Institut für Soziologie und
Sozialpolitik der Akademie
der Wissenschaften

An zwei Wochenenden im April fanden – in Vorbereitung des 13. Kongresses – die Bezirksdelegiertenkonferenzen der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft statt. FREIE WELT war dabei und berichtete von den ersten bereits im Heft 9/88. Hier nun weitere Kurzmeldungen:

KARL-MARX-STADT. Seit zwanzig Jahren bestehen direkte Beziehungen zwischen dem VEB Waschgerätewerk in Schwarzenberg und dem Betrieb Kischinjowelektromasch in der moldauischen Hauptstadt. Erstes sichtbares Ergebnis der Kooperation war der Waschvollautomat WVA 500/Kischinjow 2, der 1974 vom Band lief; ein Automat neuer Generation wird derzeit wiederum gemeinsam entwikkelt.

ROSTOCK. Liegezeiten ihrer Schiffe im Heimathafen und Urlaubstage nutzten DSF-Mitglieder des Kombinats Seeverkehr und Hafenwirtschaft, um den „Salon Riga" im Rostocker Haus der Freundschaft auszugestalten. Am Vorabend der Bezirksdelegiertenkonferenz wurde diese niveauvolle Stätte für Veranstaltungen von DSF-Kollektiven der Öffentlichkeit übergeben.

WISMUT. Für die Kumpel der SDAG Wismut drückt sich Freundschaft vor allem in der Zusammenarbeit mit sowjetischen Spezialisten an der zuverlässigen Lieferung des Rohstoffs Uran aus. Um hier kontinuierlich den Plan zu erfüllen, arbeiten sie gemeinsam in 176 Zirkeln an Aufgaben aus dem Plan Wissenschaft und Technik und übernehmen über rund 60 Prozent der MMM-Exponate Patenschaften.

MAGDEBURG. Für den Volkskunstzirkel der Medizinischen Akademie ist die deutsch-sowjetische Freundschaft ein ständiges Thema. Ein Zirkelmitglied – zur Zeit an der Trasse im Permer Gebiet – hat über seine Arbeit dort bereits einen Grafik-Zyklus geschaffen. Grafische Blätter zu deutschen Märchen werden demnächst in der Kinderabteilung des Spitals der sowjetischen Garnison gezeigt.

NEUBRANDENBURG. In der Arbeit zahlreicher DSF-Grundeinheiten spielen die „Treffen dreier Generationen" eine große Rolle. Regelmäßig diskutieren hier Jugendbrigaden mit Funktionären der Freundschaftsgesellschaft, mit Parteiveteranen und antifaschistischen Widerstandskämpfern in Gesprächsrunden aktuell-politische Fragen und Themen, die besonders die Jugendlichen bewegen.

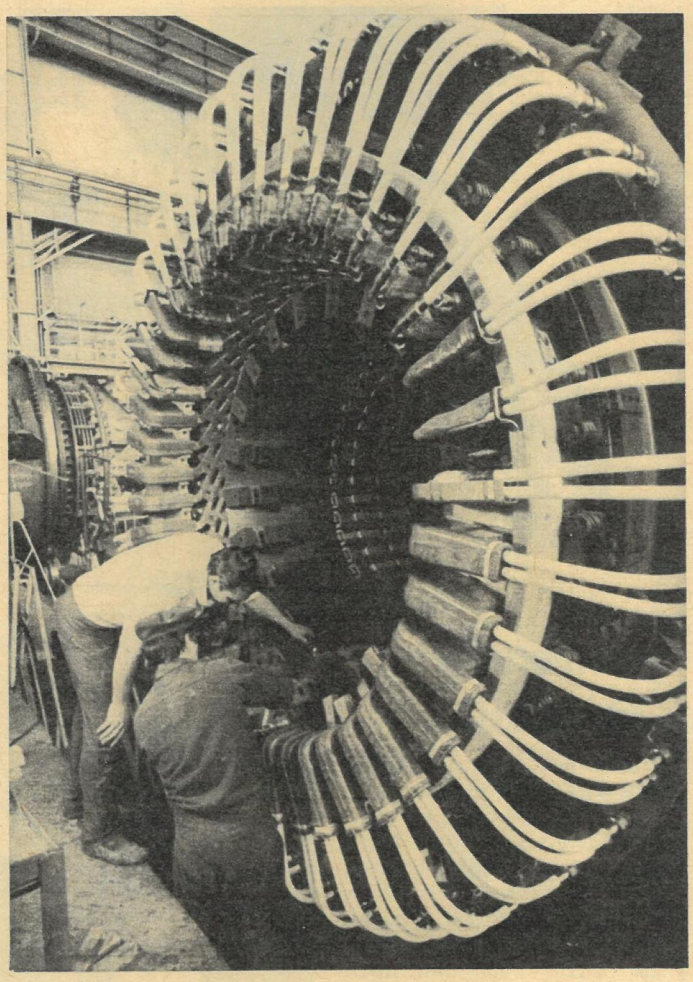
Kennen Sie Roggendorf?

Ich kannte es nicht. Seit wenigen Tagen, genauer, seit dem 28. April, ist das anders. An jenem Donnerstag nämlich war ich dort. Und das aus gutem Grund: Das Dorf nordwestlich der Kreisstadt Gadebusch im Bezirk Schwerin erwartete Besuch. Aber noch war etwas Zeit, sich umzuschauen. Im Park vor der Kirche sah ich ein ungewöhnliches Denkmal, offensichtlich zusammengefügt aus Feldsteinen, die einst Ackergrenzen markierten. Erinnerung an den sozialistischen Frühling 1960. Vier Worte dazu: Vom Ich zum Wir. Wieviel Einwohner Roggendorf heute hat? Auf zum Rat der Gemeinde. Vergebens. Der Bürgermeister war zum Lehrgang, seine Stellvertreterin bereitete sich im Frauenchor auf ihren Auftritt vor. Einer half sofort: der ABV. 890, sagte er freundlich und militärisch knapp. Es blühte in den Vorgärten, das Grün der Bäume entsprach genau der Jahreszeit, die Fahnen im Wind galten dem 1. Mai, und viele der mehrgeschossigen Häuser machten einen recht städtischen Eindruck. In der Mitte des Dorfes der – neben der LPG – wichtigste Betrieb: der KfL. Jedes Kind weiß, was das ist: der Kreisbetrieb für Landtechnik, die hier von fleißigen Schlossern instand gesetzt wird. Aber es wird nicht nur repariert, was nach harter Feldarbeit verschlissen ist, es wird auch produziert. Und zwar Viehtransporter, Beförderungsmittel vom Stall zum Schlachthof. Notwendige Gefährte, die für den Bedarf der gesamten Republik – so erzählte man mir voll Stolz – allein in Roggendorf entstehen. Im KfL lernte ich Rainer Lindemann kennen, einen jungen Ingenieur, der als Delegierter des 13. DSF-Kongresses nach Berlin fahren wird. Von den 12 Arbeitskollektiven haben bereits 10 den Ehrennamen „Kollektiv Deutsch-Sowjetische Freundschaft" erkämpft und sind wesentlich daran beteiligt, daß der Betrieb seit nunmehr acht Jahren seine Planaufgaben erfüllt. Seit Jahren auch beteiligen sich Mitglieder der DSF-Grundeinheit aktiv an der MMM-Bewegung. Einige der Gründe dafür, weshalb der Roggendorfer KfL hohen Besuch bekam. Eine Pionierkapelle spielte. Ein Strauß lachsroter Rosen, Brot und Salz aus Frauenhand (Foto links). Für den Präsidenten der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, war sichtlich bewegt. Dann sprach er auf einem Meeting zu den Betriebsangehörigen. „Für eure gesamte aktive Tätigkeit sowohl auf politisch-ideologischem Gebiet als auch für euren täglichen Beitrag im Kampf um die Erfüllung des Volkswirtschaftsplanes möchte ich euch herzlich danken. Damit tragt ihr bei zur allseitigen Stärkung unseres Staates der Arbeiter und Bauern, stärkt zugleich die materiell-technische Basis unserer Freundschaft, unseres Kampfbündnisses zwischen der DDR und der Sowjetunion und allen Staaten der sozialistischen Gemeinschaft." Anschließend erfüllte Erich Mückenberger einen, wie er sagte, schönen und ehrenvollen Auftrag: Er verlieh der DSF-Grundeinheit des Kreisbetriebes für Landtechnik ein Ehrenbanner des Zentralvorstandes, das erste von 100, mit denen Grundeinheiten vor dem 13. Kongreß für aktive Freundschaftsarbeit ausgezeichnet werden.

Horst Goldschmidt (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

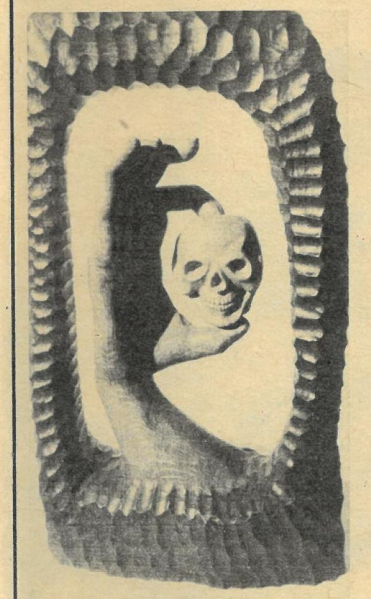
Export-Kraft

Für ein Kraftwerk in Bulgarien ist der 800-MW-Turbogenerator bestimmt, an dessen Stator Arbeiter der Leningrader Produktionsvereinigung „Elektrosila" hier Isolationsarbeiten ausführen. Ihr Betrieb, der in diesem Jahr Erzeugnisse im Wert von mehr als 250 Millionen Rubel herstellen wird, hat Exportkunden in 85 Ländern der Erde.



Holz-Kopf

„Echt Eiche" könnte über den Skulpturen stehen, die der Maschinist Leopold Kuźnicki aus Słupsk in Nordpolen in seiner Freizeit anfertigt. Die meisten seiner Arbeiten sind aus einem Stück Holz geschnitzt, einschließlich des „Rahmens".



Proben-Zeit

Ein neues Analysegerät, das in der Landwirtschaft und der Medizin Anwendung finden soll, ist im Labor-Instrumenten-Werk der tschechoslowakischen Hauptstadt Prag entwickelt worden. Es benötigt für die Analyse einer Probe rund 30 Sekunden, wobei alle Ergebnisse automatisch ausgedruckt werden.

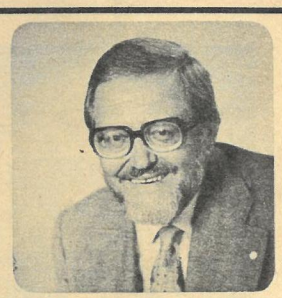
Muster-Leinen

Junge Mode, gepaart mit alten afro-kubanischen Tänzen – das war das Motto einer Modenschau, die kürzlich in Havanna stattfand. Einheimische Designer präsentierten auf originelle Weise rund 300 Modelle, hauptsächlich aus Leinen, Baumwolle und Popeline gearbeitet und mit großzügiger Muster- und Farbgestaltung versehen.

Hand-Drusch

Mehrere Reisernten im Jahr sind im Süden Vietnams aufgrund des günstigen Klimas möglich. Nach dem Mähen und Trocknen wird der Reis gleich auf dem Feld gedroschen – für viele Bauern und ihre Familien anstrengende Handarbeit. Die Garben werden dabei auf einen Holzrost geschlagen, so daß die Reiskörner aus den Ähren in eine Kiste fallen können.

Gedanken vor dem 13.



von Karl-Eduard v. Schnitzler

Die Sowjetunion – erster sozialistischer Staat in der Geschichte, in mehr Kriegs- als Friedensjahren zur industriellen Großmacht geworden, Hauptsieger über den Faschismus, Befreier Europas, Schöpfer des friedenerhaltenden militär-strategischen Gleichgewichts, Erster im Kosmos, für uns Helfer in den Kinder- und Jugendjahren unserer Republik – die Sowjetunion war, ist und bleibt unser Hauptverbündeter.

An der Wiege unserer Freundschaft standen – und stehen bis heute – die einende große Idee und das gemeinsame Ziel: Marxismus-Leninismus und realer Sozialismus.

Erwachsen geworden, großjährig, selbständig – gehen wir nun gemeinsam den Weg des Roten Oktober. Und jeder bringt das Seine in den Kampf um den Sieg des Friedens und des Sozialismus ein.

Sozialismus bedeutet nichts anderes als: Glück des Menschen. Und Sozialismus ist identisch mit „Frieden". Unsere Freundschaft, derart ideologisch, politisch und menschlich fundiert, bedeutet also Zukunft.

Uns braucht aus dem Westen niemand über die deutsch-sowjetische Freundschaft zu belehren. Erst hat man uns veralbert wegen der richtigen Losung „Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen". Jetzt raten uns die eingefleischten Sowjetfeinde und Sozialistenfresser unter dem Vorwand, wir müßten von der Sowjetunion lernen, alles nachmachen, was in der Sowjetunion unternommen wird.

Ratschläge vom Klassenfeind sind immer schlechte Ratschläge. Wir halten es, wie Erich Honecker in seinem Interview für die dänische Zeitung „Jyllands Posten" sagte, für „wichtig, voneinander zu lernen, aber nicht zu kopieren". In dieser Frage seien „alle sozialistischen Länder klüger geworden... Wichtig sind der Erfahrungsaustausch, die Zusammenarbeit, die gegenseitige Solidarität."

Die deutsch-sowjetische Freundschaft ist nicht vom Opportunismus abgeleitet: Ja – wenn alles identisch ist; nein – wenn zwischen Finnischem Meerbusen und Stillem Ozean einiges anders gemacht wird, als wir es tun. Die deutsch-sowjetische Freundschaft ergibt sich – bei aller Herzenssache – aus den Notwendigkeiten der Geschichte, des Friedens, der Ökonomie, des Sieges des Sozialismus. Und wir lassen sozialistische Errungenschaften nicht herabsetzen: weder im sozialistischen deutschen Staat, noch in der Sowjetunion, noch in anderen Staaten des Warschauer Vertrages, nicht in China und Vietnam und nicht in Kuba. Der Sozialismus ist und bleibt die einzige Alternative zur alltäglichen Unmenschlichkeit des Kapitalismus. Fragen zum Sozialismus? Ja! Den Sozialismus in Frage stellen? Nein!

Und was wäre der Sozialismus ohne die Sowjetunion? Ohne ihre schmerzhafte Geburt und ohne ihre Existenz? Ohne ihre Erfolge und ihre Siege? Ohne das Friedensdekret und den Ruf „An Alle!", der heute in der Politik des Dialogs seine historische Fortsetzung findet!

Entscheidend ist, um noch einmal Erich Honecker zu zitieren, daß „alle sozialistischen Länder bestrebt sind, den Marxismus-Leninismus, die Grundlage ihres Handelns, entsprechend ihren nationalen Bedingungen für die weitere Gestaltung des Sozialismus, den Erfordernissen ihrer Länder noch effektiver anzuwenden. Das ist gut für die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung eines jeden sozialistischen Landes." Nicht nur Demokratie, Freiheit und Menschlichkeit haben ihren Klasseninhalt. Auch die Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion und ihrem sozialistischen Staat ist klassenbedingt. Mit Recht empfindet der Klassenfeind die deutsch-sowjetische Freundschaft als Dorn. Deshalb versucht er alles, um Mißtrauen zu säen, Keile zu treiben und die Freundschaft in Frage zu stellen.

Da ist die patriotische Pflicht: Alles für den Sozialismus in unserer Deutschen Demokratischen Republik! Und da ist der sozialistische Internationalismus: Alles für die Gemeinsamkeit in der sozialistischen Gemeinschaft, alles vor allem für die deutsch-sowjetische Freundschaft!

Mit dieser dialektischen Einheit gehen wir zum 13. Kongreß unserer Freundschaftsgesellschaft.

1941: Lenin nach Tjumen

Das erste Mausoleum für Lenin (Foto oben), entworfen in einer Nacht, wurde an drei Tagen gebaut. Die Bauleute verließen den Roten Platz, als ihn der Trauerzug bereits erreicht hatte. Das zweite Mausoleum war ein schlichter Bau aus Fichtenholz. Das dritte Mausoleum, wie wir alle es kennen, entstand aus Granit. Hier nun sollte der Schöpfer des Sowjetstaates für alle Zeit ruhen. Für alle Zeit? Im schlimmen Sommer '41, als die Hitlerfaschisten wortbrüchig ins Sowjetland einfielen, faßte die Regierung im Kreml unter strengster Geheimhaltung den Beschluß, den Sarkophag mit Lenins sterblicher Hülle aus der Hauptstadt zu bringen. Dazu suchte man zunächst eine ruhige Stadt im Hinterland, die eine gute Verbindung nach Moskau hatte. Die Wahl fiel auf Tjumen. Dort galt es, Räumlichkeiten vorzubereiten, Ausrüstungen zu montieren. Verantwortlich dafür war Dmitri Kupzow, damals Sekretär des Tjumener Stadtparteikomitees. Von ihm erfuhr der Korrespondent der sowjetischen Armeezeitung „Krasnaja Swesda" jetzt erstmals von Einzelheiten der Aktion: „Der Zug fuhr am 7. Juli 1941 um neun Uhr abends auf dem Jaroslawler Bahnhof ab. Halten durfte er unterwegs nur, wenn die Lokomotiven gewechselt wurden. Der heiße Sommer komplizierte die Überführung. Der Waggon war deshalb mit Anlagen zur Sicherung eines optimalen Mikroklimas ausgerüstet, und besondere Stoßdämpfer sollten die Wirkung der Schienenstöße und der Vibrationen auf ein Minimum senken... Am 10. Juli traf der Zug in Tjumen ein." Für den Sarkophag war ein massives Gebäude aus der vorrevolutionären Zeit, eine ehemalige Realschule, vorgesehen, die heute Sitz des Landwirtschaftlichen Instituts ist. Die Vertreter Moskaus und die Mitarbeiter des Laboratoriums von B. I. Sbarski hatten die Wahl der Räumlichkeiten gebilligt. Sbarski – ein bedeutender Biochemiker, der in den ersten Jahren der Sowjetmacht eine gewaltige Arbeit auf dem Gebiet der Chemieindustrie und des Gesundheitswesens leistete – war bereits an der Balsamierung der sterblichen Hülle Lenins beteiligt gewesen. Zusammen mit seinen Mitarbeitern und deren Familien nahm er im selben Gebäude Quartier, wo in einem Saal der 1. Etage der Sarkophag aufgestellt war. Genau wie im Mausoleum gab es auch hier eine ständige Ehrenwache und ein Zeremoniell, das sich jedoch innerhalb des Gebäudes vollzog. Die Einwohner Tjumens hatten davon keine Ahnung. Der ehemalige Volkskommissar für Gesundheitswesen, G. A. Miterew, erinnert sich in seinen 1975 unter dem Titel „In den Tagen des Friedens und des Krieges" erschienenen Memoiren: „Nach Moskau gaben wir an das ZK der Kommunistischen Partei und den Rat der Volkskommissare ein Gutachten über den Zustand der sterblichen Hülle. Der Körper Lenins hat sich in 20 Jahren nicht verändert. Wladimir Iljitschs Aussehen ist bewahrt geblieben, so wie er in der Erinnerung des Volkes lebt." Sbarski bestand später auf Rückführung ins Mausoleum: Die Front war inzwischen weit nach Westen gerückt, der Krieg ging seinem Ende entgegen und die Gefahr von Luftangriffen auf die Hauptstadt bestand nicht mehr. Außerdem hatten die Wissenschaftler unter Nutzung besonderer Gasfilter für die Belüftung, die die Wärmeenergie schluckten, eine neue Form für den Sarkophag erarbeitet. Im Frühjahr '45 wurde, was sterblich an Lenin war, nach Moskau zurückgeführt. Drei Jahre und neun Monate hatte der Sarkophag im Haus Nr. 7 auf der Hauptstraße Tjumens Asyl gefunden.

Horst Jurian

Premiere für „Formel B"

Wie üblich senkte sich die Startflagge. Aber sie löste nicht Motorendonner aus. Man hörte nur das Knirschen von Kniegelenken. Dieser umweltfreundliche Geräuschpegel war symptomatisch für das Sportereignis „KEB '88" im noch wenig frühlingshaften Moskauer Gorki-Kulturpark.

„KEB", das ist der „Klub der Enthusiasten des Biotransports". Der Phantasie der Konstrukteure ein- und doppelsitziger Rennmaschinen waren hier keine Grenzen gesetzt. Der Formel „B" wie Biotransport genügte alles, was vier Räder hatte und menschenmuskelgetrieben war. Besonders Pfiffige gürteten noch griffige Ketten über die Pneus (Foto oben) und konnten als Sieger am Ziel nach zehn Kilometern ein Stundenmittel von 24,9 km/h abrechnen. Zermürbenden Streit um die optimale Fahrlinie vermied von vornherein ein anderes Gespann (Foto unten). Der kleine Timur Abdukiramow (Foto rechts) war Jüngster im Einsitzer-Feld. *Klaus Hurrelmann*

Spartaks neuer Star

So viele Telefonanrufe hatte der Informationsdienst der Moskauer Zeitung „Iswestija“ noch nie erhalten. Kaum ausgeliefert, war die Ausgabe Nr. 92 schon vergriffen, und sofort liefen die Drähte heiß. „Hallo, ich rufe aus Kursk an. Ihre heutige Ausgabe konnte ich nicht mehr bekommen. Stimmt es, daß Argentiniens Fußballstar Maradona zu Spartak Moskau wechselt?“ Oder: „Ich melde mich aus Kischinjow. Wir haben soeben Ihre Zeitung gelesen und fragen uns, warum Maradona ausgerechnet Spartak auserwählt hat. Oder hat das der Fußballverband so gemanagt? Genossen, das ist unklug! Es gibt doch bereits einen Klub – Dnepr Dnepropetrowsk – mit wirtschaftlicher Rechnungsführung, und er allein wäre in der Lage, das Millionen-Rubel-Ding Maradona finanziell in den Griff zu bekommen!“ Oder: „Bei uns in Wladimir gibt es viele Spartak-Anhänger. Sie brauchen in Ihrer Zeitung nur die Kontonummer zu veröffentlichen, wohin man das Geld für Maradona einzahlen muß!“ Oder: „Ich habe in Lwow übers Fernsehen den 4:2-Sieg der UdSSR über Weltmeister Argentinien gesehen. Fragen Sie Maradona, ob er es sich nach diesem Debakel gegen uns nicht noch anders überlegt…“ Von weither, aus New York, rief die Agentur „AP“ an: „Hallo, mit wem kann man über Ihren Maradona-Artikel sprechen?“ Ein anderer Anruf aus Übersee: „Könnte es sein, daß Ihre seriöse Zeitung die Leser auf die Schippe genommen hat?“ Und genauso war es! Die „Iswestija“-Ausgabe Nr. 92 war die vom 1. April. Unter der vermutlich ernstgemeinten Rubrik „Gute Nachrichten – Fakten und Kommentare“ erschien ein Artikel mit der Schlagzeile „Maradona denkt an Spartak“. Eine Wochenzeitschrift namens „Zum Beispiel“ wollte das genau wissen. Und dort hieß es auch noch, vielleicht spiele in Bälde der Franzose Tigana bei „Dnepr“ und der Brasilianer Zico bei Dynamo Kiew. Was sich dann zwei Tage später in Luft auflöste: „Wir beglückwünschen alle nachträglich zum 1. April. Die nächste Materialsammlung unter dieser Überschrift erscheint am gleichen Tag nächsten Jahres.“ Und dabei muß man wissen: Dieser Tag des Schabernacks war in der Sowjetunion schon immer „wer“!

Alexej Strelkow

Geburt einer Tradition

Fünf sowjetische und fünf DDR-Großmeister im sportlichen Wettkampf in Berlin. Ein internationales Turnier? Sicher. Und ein Festival der deutsch-sowjetischen Freundschaft dazu. Und eine Reverenz der Großmeister des Schachs an „Teddy“ Ernst Thälmann, der sich gewünscht hatte, daß möglichst viele Arbeiter sich beim Schachspiel die im Kampf für den Sozialismus notwendige Geistesschulung aneignen. FREIE WELT hatte Gelegenheit, mit zwei Präsidiumsmitgliedern der sowjetischen Schachföderation zu sprechen, die die Aktiven in die DDR begleiteten: Garri Gasparjanz, Leiter der „Gruppe DDR“ beim Präsidium, und Michail Archangelski, verantwortlicher Sekretär der Föderation, ebenfalls Mitglied der „Gruppe DDR“ und beim Berliner Turnier als Schiedsrichter tätig. Natürlich sind die beiden mit Verlauf und Ausgang des Turniers höchst zufrieden. Aber das wichtigste Ergebnis sehen sie nicht darin, daß ihre Schützlinge bei der Siegerehrung auf den obersten Treppchen standen (1. Sergej Smagin; 2. Valeri Tschechow). „Das Turnier“, sagt Garri Gasparjanz, „ist ein gemeinsames Kind der Freundschaftsgesellschaften und der Schachverbände unserer Länder.“ Was ist und was tut die „Gruppe DDR“? Sie hat nach einigen Begegnungen geringerer Größenordnung mit dem Thälmann-Gedenkturnier ihre erste Großveranstaltung organisiert. „Und wir sind dabei, die Verbindungen mit den Schachsportlern der DDR weiter auszubauen und zu intensivieren“, sagt Michail Archangelski. „Wir möchten den DDR-Spielern helfen, ein höheres Niveau ihrer Meisterschaft zu erreichen und dem Verband, die Breitenbasis des Schachs in der DDR zu erweitern.“ In diesem Sinne nutzten Garri Gasparjanz und Michail Archangelski ihren Aufenthalt. Sie trafen mit den Mitgliedern des Politbüros des ZK der SED Erich Mückenberger und Alfred Neumann zusammen. Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft hatte das Turnier im Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur eröffnet. Und Genosse Neumann, ein Veteran des Arbeitersports, der die Entwicklung der Schachbewegung in unserer Republik mit lebhaftem Interesse verfolgt und unterstützt, hatte sich während der 7. Runde des Turniers unter die Zuschauer gemischt. Gespräche mit den Repräsentanten des Schachverbandes der DDR endeten mit einer Reihe von Vereinbarungen. So wird fortan in jedem April, dem Geburtsmonat Ernst Thälmanns, ein deutsch-sowjetisches Gedenkturnier ausgetragen. Das Haus der Sowjetischen Wissenschaft und Kultur war ein guter Gastgeber und wird es auch fürderhin sein. Was wir 1988 erlebten, war also die Geburtsstunde einer neuen und, wie alle Beteiligten meinten, guten Tradition. Zu Ehren des 40. Jahrestages unserer Republik werden die Schachsportler mit mehreren interessanten und reizvollen Veranstaltungen aufwarten. Für Oktober 1989 ist ein deutsch-sowjetisches Großmeisterturnier mit verkürzter Bedenkzeit vorgesehen. Das ist für das Publikum besonders attraktiv, da man die Spieler nicht vorwiegend grübeln, sondern Schlag auf Schlag handeln sieht. Diese im Trend der Zeit liegende moderne Wettkampfform ist, nebenbei gesagt, auch „telegen“. Ein Frauenturnier und ein Wettkampf der Pionierpaläste (die Lenin-Pioniere kommen aus der georgischen Hauptstadt Tbilissi) werden ebenso dem Jubiläum gewidmet sein wie ein Fern- (oder Korrespondenz-) Schachwettkampf der Partnerstädte, u. a. Moskau–Berlin und Dresden–Leningrad, sowie Begegnungen von Mannschaften der Großbetriebe. Alles in allem stehen große Ereignisse ins Haus, die für die Entwicklung des Schachsports in unserer Republik ebenso von Nutzen sein werden wie für die Festigung und Vertiefung der deutsch-sowjetischen Freundschaft. *Heinz Stern*

● Gut gesagt

Die Vollendung eines Menschen, seine Reife, ist heutzutage undenkbar, ohne daß er Bereicherungen aus verschiedenen Kulturen erfährt.

Anatoli Kim
Schriftsteller, UdSSR

● Am Rande

Der nordkaukasische Sowchos „Glaginski“ setzt zum Jäten seiner 50 Hektar Minze „Gänsebrigaden“ ein. Die Tiere, die die aromatischen Heilpflanzen nicht anrühren, können in wenigen Tagen die Felder vom Unkraut befreien. – Von wegen dumme Gänse…

● Persönliches

Der pensionierte Filmvorführer BENEDEK KOZMA aus Ungarn ist seinem einstigen Berufsmilieu bis heute treu geblieben. Mit seiner Sammlung von über 150 Filmprojektoren bewahrt er zu Hause ein besonderes Kapitel der Kinogeschichte.

Das „Melken“ einer Schlange erfordert Mut und Erfahrung; PETR VOZENILEK aus Usti nad Labem züchtet 35 Giftschlangen (darunter Kobras und Ottern), deren Gift er dem örtlichen Hygieneinstitut zur Verfügung stellt. Er wurde bisher 25mal gebissen.

Im Hausmuseum der Lehrerin ELVIRA BALTSCHJUNAITE in der litauischen Stadt Siauliai geben sich über 400 Puppen ein Stelldichein. Sie kommen aus rund 60 Ländern der Erde.

Die BIMBELOWS aus Fakija bei Burgas gehören zu den ältesten Familien Bulgariens. Ihr Stammbaum reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück.

Eine stattliche Sammlung von 400 Eishockeyschlägern und 450 Pucks aus den verschiedensten Ländern trug JOSEF PRIMUS aus Zvikov in der ČSSR zusammen.

Fotos: ADN-ZB/Häßler, ZB/CAF, ZB/ČTK/Hejzlar, ZB/Prensa Latina/González, ADN-ZB/Schulz, Archiv, D. Steinberg, S. Kusnezow (3), N. Rücker (2); Vignette: D. Schüler.

Hitparade eines

Jesse Owens – 100 m

Olympia '88 schon in Sichtweite, was natürlich purer Zufall war, hatte die internationale Föderation IAAF „75.". Weshalb sie auch das „Jahr der Leichtathletik" 1987 proklamierte. Ein zeitgemäßer Anlaß also, mit Hilfe von 1000 auserwählten Sachkennern eine Idee zu verwirklichen, die nun als Ergebnis einer weltweiten Umfrage der Öffentlichkeit bekanntgemacht worden ist. Herauszufinden waren die jeweils zehn Geschichte- und Geschichtenmacher in allen olympischen Disziplinen von heute und zu allen Zeiten. Zustande gekommen sind 37 Weltbestenlisten, die mit einem Neuheitsetikett auf dem Umfragenmarkt zwar als unverbindliches Angebot verstanden, aber allemal ernst genommen werden wollen. Ein Geschichtswerk in Tabellen. Eine Parade, besser noch, eine Ausstellung von personifizierten „Denkmälern", auch solchen, die mancher von uns nur noch vom Hörensagen kennt.

Die Spitzenreiter „aller Zeiten"

MÄNNER

100 m	Jesse Owens (USA)
200 m	Pietro Mennea (Italien)
400 m	Lee Evans (USA)
800 m	Sebastian Coe (Großbritannien)
1500 m	Herb Elliott (Australien)
5000 m	Paavo Nurmi (Finnland)
10 000 m	Emil Zatopek (ČSSR)
Marathon	Abebe Bikila (Äthiopien)
	(2. Waldemar Cierpinski/DDR)
110 m Hürden	Renaldo Nehemiah (USA)
400 m Hürden	Edwin Moses (USA)
3000 m Hindernis	Anders Gärderud (Schweden)
Hochsprung	Valeri Brumel (UdSSR)
Weitsprung	Carl Lewis (USA)
Dreisprung	Viktor Sanejew (UdSSR)
Stabhoch	Sergej Bubka (UdSSR)
Kugelstoßen	Parry O'Brien (USA)
	(2. Udo Beyer/DDR)
Diskuswerfen	Al Oerter (USA)
Hammerwerfen	Juri Sedych (UdSSR)
Speerwerfen	Janis Lusis (UdSSR)
Zehnkampf	Daley Thompson (Großbritannien)
20 km Gehen	Wladimir Golubnitschi (UdSSR)
50 km Gehen	Raul Gonzales (Mexiko)
	(2. Christoph Höhne/DDR)

FRAUEN

100 m	Evelyn Ashford (USA)
	(2. Marlies Göhr/DDR)
200 m	Marita Koch (DDR))
400 m	Marita Koch (DDR)
800 m	Nadeshda Olisarenko (UdSSR)
1500 m	Tatjana Kasankina (UdSSR)
3000 m	Mary Slaney-Decker (USA)
Marathon	Grete Waitz (Norwegen)
80/100 m Hürden	Jordanka Donkowa (Bulgarien)
	(2. Karin Balzer/DDR)
400 m Hürden	Marina Stepanowa (UdSSR)
	(2. Sabine Busch/DDR)
Hochsprung	Ulrike Meyfarth (BRD)
Weitsprung	Heike Drechsler (DDR)
Kugelstoßen	Ilona Briesenick (DDR)
Diskuswerfen	Faina Melnik (UdSSR)
	(2. Evelin Herberg-Jahl/DDR)
Speerwerfen	Ruth Fuchs (DDR)
5-/7-Kampf	Jackie Kersee-Joyner (USA)
	(2. Ramona Neubert/DDR)

Jahrhunderts

Ein Beitrag von
Hans Richard
Vollbrecht

Paavo Nurmi – 5000 m

Emil Zatopek – 10 000 m

Hitparade eines Jahrhunderts

Fotos: Archiv (3), Klaus Oberst (4), ADN/Zentralbild (2), TASS.

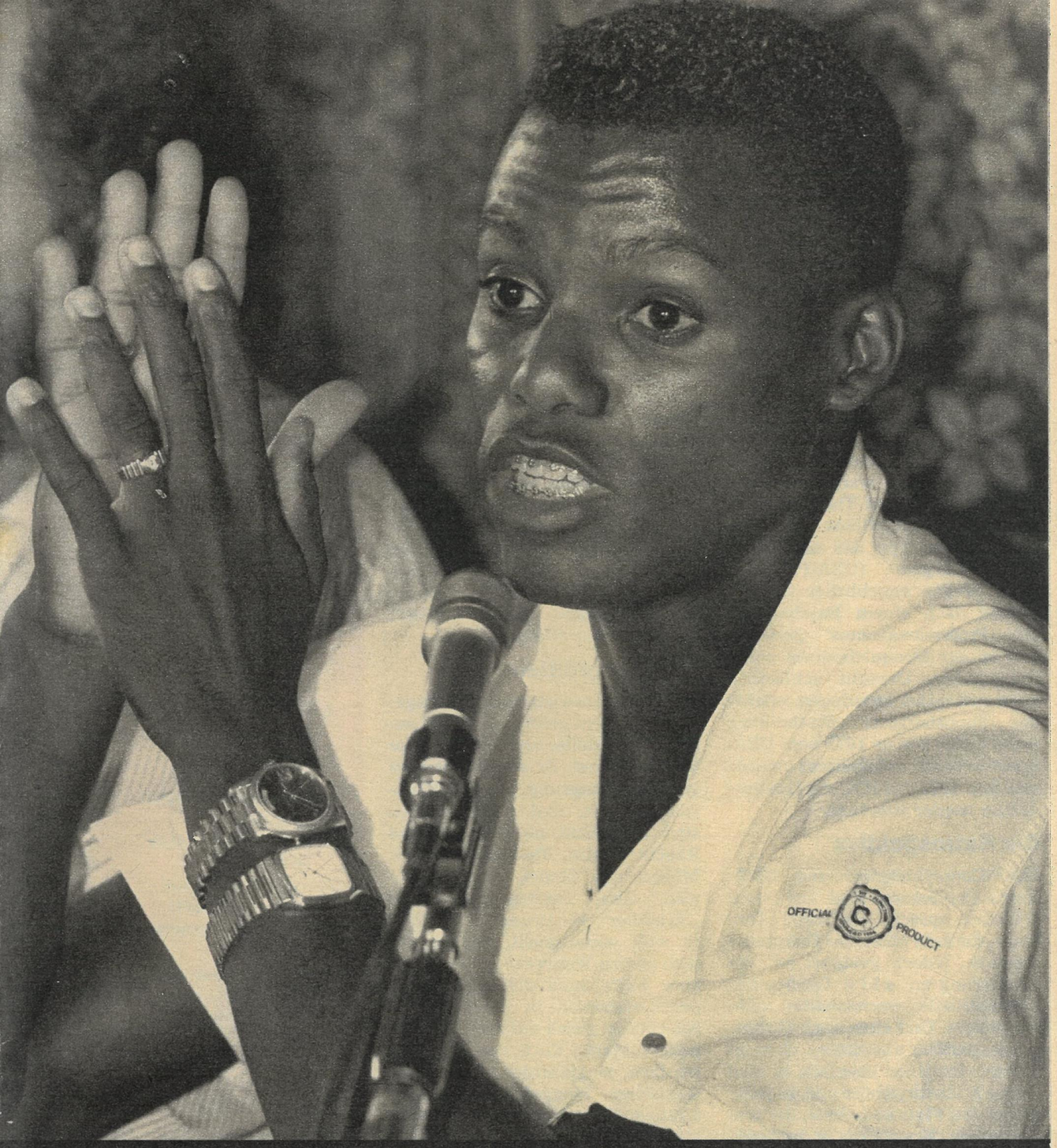
Wer schon, jung und alt, kennt Nurmi nicht! Im vorigen Jahrhundert geboren und ein Kapitel Leichtathletikgeschichte auf Dauer: Paavo Nurmi, der einst neun olympische Siege erfocht, fünf davon allein 1924 in Paris, und – mit der Stoppuhr in der Hand – neunzehnmal Weltrekord lief. Oder wie viele gibt es, die mit dem Namen Ville Ritola noch etwas anfangen können! Ein zeitgenössischer Landsmann Nurmis und mit diesem als Langstreckler in einem Boot, liegt er in der olympischen Erfolgsliste der Leichtathleten an dritter Stelle. Nur noch ein gewisser Ewry aus den USA hat sich zwischen die beiden Finnen gedrängt.

Das Unvergleichbare

Wenn dieser Ray Clarence Ewry, Jahrgang 1873, in der „honoris causa"-Liste Anno 1987 nicht aufscheint, ist das zwar ein Unrecht, liegt aber in der Schicksalsfügung begründet, daß er Vergleichbares für die Umfrage nicht beisteuern konnte. Zwischen 1900 und 1908 war er achtmal Olympiasieger in drei verschiedenen Sprungdisziplinen aus dem Stand, und es bleibt unverbürgt, daß er mit 1,655 m im Hoch- und 3,476 m im Weitsprung eben auf diese längst nicht mehr gängige Art ein „ewiger Weltrekordler" geworden ist. Gleich ihm unter die „Namenlosen" geriet auch sein Landsmann Alvin Kraenzlein, der mit Jesse Owens, Fanny Blankers-Koen und Carl Lewis zu den wenigen gehört, die bei einem einzigen olympischen Auftritt vier Goldmedaillen gewannen. Doch im Gegensatz zu diesen konnte er mit der Hälfte seiner Siege aus dem Jahr 1900, denen über 60 m und 200 m Hürden, bei der Umfrage siebenundachtzig Jahre später keinen Staat mehr machen.

Dennoch wird nicht nur durch Nurmi und Ritola die erste Hälfte des Jahrhunderts wieder präsent. Als „dienstälteste" Frau genannt ist auch die Sprinterin Stanislawa „Stella" Walasiewicz. Geboren in einem polnischen Dorf namens Wierzchownia, war sie zwei Jahre alt, als am Vorabend des ersten Weltkrieges ihre Eltern nach Amerika auswanderten, weil sie sich in der Fremde ein besseres Leben versprachen. Gleichwohl startete sie ein Sportleben lang für ihr Geburtsland, wurde Olympiasiegerin, vielfache Weltrekordlerin, viermal Polens „Sportler des Jahres", und auch weit jenseits der dreißig tat sie sich noch im Hürdenlauf und Weitsprung hervor, was ihr universales Talent unterstrich. 1980, Pensionärin seit langem, wurde sie bei einem Raubüberfall in Cleveland erschossen.

Bei den Männern sind es Läufer wie Hannes Kolehmainen aus der einst unvergleichlichen Garde Suomis und der Schwede Gunder Haegg mit seinem 5000-m-„Erstlingswerk" von weniger als 14 Minuten. Oder jener Douglas Lowe aus England,



Die überragenden und knappsten Spitzenreiter

MÄNNER

Brumel	+957 Pkt.	(vor Paklin/UdSSR)
Sedych	+871 Pkt.	(vor Connolly/USA)
Oerter	+740 Pkt.	(vor Danek/ČSSR)
Lewis	+ 17 Pkt.	(vor Owens/USA)
	+ 52 Pkt.	(vor Beamon/USA)
Mennea	+ 19 Pkt.	(vor T. Smith/USA)
Lusis	+ 45 Pkt.	(vor Järvinen/Finnland)

FRAUEN

Drechsler	+588 Pkt.	(vor Cusmir/Rumänien)
Fuchs	+ 495 Pkt.	(vor Whitbread/GB)
Kasankina	+337 Pkt.	(vor Bragina/UdSSR)
Meyfarth	+ 8 Pkt.	(vor Balas/Rumänien)
Olisarenko	+ 13 Pkt.	(vor Kratochvilova/ČSSR)
Briesenick	+ 18 Pkt.	(vor Tschishowa/UdSSR)

Oben links: Spitzenplatz unter zehn Hürdensprinterinnen, von denen fast jeder die „Thronerhebung" zustand – Jordanka Donkowa. Unten ganz links: Einst das Maß aller Dinge im Hochsprung und überlegenster Sieger – Valeri Brumel. Oben: Über 100 m hinter, im Weitsprung knapp vor Jesse Owens – Carl Lewis. Links: Als Kassenfüller-Indianer in Hollywood-Western wie „Schwarze Krähe" und „Der Kampf mit Buffalo Bill" – Jim Thorpe, alias Wa-tho-huck.

der in den Gründerjahren des taktischen Laufens das „Heureka" in die Welt setzte und es ausgerechnet beim eigenen Olympiasieg 1924 außer acht ließ, wer in der Kurve überhole, betreibe Harakiri. Was sich heutigentags nur noch unverbesserliche Benzinkutscher hinter die Ohren zu schreiben haben.

Ehe Bubka kam...

In der „Ehrenloge" der Umfrage Platz genommen haben auch der Finne Matti Järvinen und der US-Amerikaner Cornelius Warmerdam. Ein Wurfgenie der eine, denn er schleuderte den Speer zehnmal in Folge auf eine Weltrekordweite. Der andere – mit dem störrischen Bambusstab auf der Himmelsleiter – ein Springer, über den Anfang der siebziger Jahre Wolfgang Nordwig sagte, d e r sei sowieso der Größte von allen. Aber damals gab's noch nicht diesen Bubka aus Donezk, der inzwischen mit der Wippe aus Glas- und Kohlefiber dem Himmel schon um einen Meter und sechzehn Zentimeter näher kam als Warmerdam bei seinem 4,77-m-Weltrekord, den Propheten einst als Schlußakt allen Stabhochspringern apostrophierten.

Im Resultat der IAAF-Umfrage sind natürlich auch die „Denkmäler" von Allerweltskerlen wie Owens und Jim Thorpe aufgestellt. Oder das von Hollands „fliegender Hausfrau" Blankers-Koen, die im Sprint, Hürdenlauf, Hoch- und Weitsprung, sogar im Mehrkampf Weltrekorde wie Briefmarken sammelte. Und Namen tauchen auf, deren Glorienschein von der einen in die andere Jahrhunderthälfte hineinleuchteten: Nina Dumbadse (mit dem Diskus erste sowjetische Weltrekordlerin) und der Jamaikaner Herb McKenley, die Amerikaner Harrison Dillard, Bob Mathias und Bob Richards – der „fliegende Pfarrer". Oder Italiens olympischer Diskus-Dauerbrennr Adolfo Consolini und der Brasilianer Adhemar Ferreira da Silva, der in der Dreisprung-Entscheidung von Helsinki '52 gleich viermal jenseits seines eigenen Weltrekords landete.

Und Emil Zatopek! D e r Mann nach Nurmi. Viermal Olympiasieger, einmal sogar im Marathon. Zwanzigfacher Weltrekordler. Der erste Mensch, der in einer Stunde mehr als 20 Kilometer und 20 Kilometer in weniger als einer Stunde lief. Erster auch, der Gunder Haeggs zählebigen 5000-m-Weltrekord brach und für 10 000 m keine 29 Minuten mehr brauchte. Er wurde, wie Nurmi, ein Denkmal, auch weil er über alle taktischen Zwänge hinweg ein läuferisches Konzept verfocht, das sich heute nur mehr anhört, als träume man einen schönen Traum: „Warum sollte ich von den Schwächen meiner Gegner profitieren? Warum sie überlisten? Laufen zuallererst gegen mich selbst, siegen, wenn's geht, und mich freuen können über die Zeit, die ich lief – das ist es!"

Hitparade eines Jahrhunderts

Daß Zatopeks „ewiger Schatten", der aus Algerien stammende Franzose O'Kacha Alain Mimoun, in der Umfrage unerwähnt bleibt, ist eigentlich schade. 1956 in Melbourne war er endlich mal Sieger – in einem qualvollen Marathonlauf, bei dem viele die panische Angst nicht loswurden, der Hitzschlag könnte sie treffen. Einer riß sich das Trikot vom Leibe und stopfte einen Fetzen davon in den Mund, weil er glaubte, in der Kehle brenne es schon lichterloh. Nur Mimoun tat, als sei da nichts gewesen, und er strahlte bei der Ankunft übers ganze Gesicht: „Kurz vorm Start habe ich aus Paris ein Telegramm bekommen. Ich war Vater geworden – und meine Tochter sollte stolz sein auf mich." Zu Hause setzte er durch, sie auf den Namen „Olympia" zu taufen.

Wer war Jim Thorpe?

Wenn es einer verdient hätte, ebenfalls Umfrage-Spitzenreiter zu werden wie er, Zatopek, und Nurmi und Owens, dann Jim Thorpe. Er wurde (unter der Rubrik Zehnkampf) nur Sechster. Wer war das? Der Ethnologe, Maler und Literat George Catlin (1796–1872) vermerkte nach seinen Exkursionen zu den Indianern Nordamerikas in einem Nebensatz, daß die Sacs und Foxes ein außergewöhnliches Talent fürs Schwimmen besaßen. Es hätte ihm ein biblisches Alter beschieden sein müssen, um auch einen dem Wasser abholden Herkules zu beschreiben, der eines Tags genauso berühmt wurde wie einst die Stammeshäuptlinge Black Hawk (Schwarzer Falke) und Kiho-kuk (Laufender Fuchs) sowie dessen adonischer Sohn Nah-se-uskuk (Wirbelnder Donner).

Diese Prachtausgabe von Mannsbild hieß Wa-tho-huck (Lichter Weg). Geboren 1888 in einem Wigwam, von wo es nicht weit gewesen sein muß zum North Canadian River und Mokassin-Pfad oder in die Stadt Buffalo. Enkel eines eingewanderten Schmieds von der „Grünen Insel" Irland namens Thorp, der sich zu Lebzeiten Black Hawks eine Indianerin zur Squaw nahm. Aufgewachsen unter neunzehn Geschwistern aus einer nach Stammesbrauch Fünf-Frauen-Polygamie seines Vaters Hiram. In die Leichtathletikgeschichte eingegangen als Jim Thorpe – als einer der aufregendsten Mehrkämpfer aller Zeiten, der universellste ganz bestimmt. Mit Leistungen, die zu erreichen noch heutigentags kein Pappenstiel ist, Doppel-Olympiasieger von Stockholm 1912 im Fünf- und Zehnkampf.

Schwedens König nahm damals die Siegerehrung vor. „Sir", hat er zu dem 24jährigen gesagt, „Sie sind der größte Athlet der Welt." In Jim Thorpe Town, Pennsylvania, alias die Zwillingsdörfer Mauch Chunk und East Mauch Chunk, haben Thorpes dritte Frau und die dortigen Einwohner diesen Satz in einen Gesteinsfund aus rotem Marmor meißeln lassen. Was ganz im Sinne jener Verehrer und Bewunderer geschah, die im Wehgefühl eines schreienden Unrechts Thorpe zum „Athleten des Jahrhunderts" gewählt hatten.

Denn die schon 1913 erfolgte Disqualifikation und Aberkennung beider Olympiasiege waren ein teuflischer Anschlag auf Thorpes indianische Herkunft. Nichts mehr vom „wertvollsten Typ des amerikanischen Bürgers" (USA-Präsident Taft): Wegen angeblicher Geldannahme nach einem Baseballspiel des Professionalismus' geziehen und in der Donquichotterie wider rassistisches Unrecht schließlich auch sich selbst unterlegen, erlebte der Fuchsindianer Wa-tho-huck nicht mehr, wie er 1973 vom USA-Sportverband rehabilitiert wurde und ihm 1982 das IOC die Goldmedaillen wieder zuerkannte.

Die Retrospektive

IAAF-Councilmitglied und DDR-Verbandspräsident Prof. Dr. Georg Wieczisk sprach von einer Umfrage, die kein offizielles Dokument darstelle, jedoch geeignet sei, die Erinnerung an a l l e Größen der Leichtathletik wachzuhalten oder zu wecken. Und eben auch Diskussionen darüber auszulösen, ob nicht dieser oder jener ebenfalls in eine solche Statistik gehöre und ob jeder genau den Platz einnehme, der ihm zukomme. „Wesentlich ist der beabsichtigte Einblick in die bewegte Geschichte einer Sportart, deren weltweite Popularität bis heute um keinen Deut nachließ", sagt der Professor. „Was die Spitzenplätze betrifft, kann man sich ruhigen Gewissens den meisten Entscheidungen der an der Umfrage Beteiligten anschließen, einige hätte ich anders getroffen. Wo fände sich Widerspruch gegen die Benennung Marlies Göhrs als beste 100-m-Läuferin aller Zeiten? Was meines Erachtens nicht auf der Waage mit Ashford geschähe, sondern mit Wilma Rudolph, Wyomia Tyus und Renate Stecher. Marlies hat mit ihren 10,88 s vor elf Jahren den Kurzsprint revolutioniert! Was übrigens im 3000-m-Lauf für Tatjana Kasankina oder Ljudmila Bragina ebenso zutrifft." Der Kugelstoßer Udo Beyer indes: „Hinter O'Brien bin ich Zweiter – da schwillt mir die Brust…"

Renaldo Nehemiah (USA) an der Spitze der 110-m-Hürdensprinter. Na gut, „er war der Erste und ist seit sieben Jahren der einzige mit einer Zeit unter 13 Sekunden" (Wieczisk). Dick Fosbury, der nie Weltrekordler war und weitab von Valeri Brumels Thron stand, auf Platz 4 der Hochspringer. Warum nicht, „der von ihm erfundene Rückwärtssprung (Flop) eroberte 1968 die Leichtathletik im Sturm" (Wieczisk). Seine Kollegin Ulrike Meyfarth (BRD) ganz oben, „wofür sicherlich entscheidend war, daß sie zwölf Jahre nach ihrem ersten Olympiasieg zum zweiten Mal die Goldmedaille gewann" (Wieczisk). Aber die Umfrage hatte ein Manko: Sie bekam die Weltmeisterschaft von Rom nicht mehr ganz mit. Und spätestens seither ist die Bulgarin Stefka Kostadinowa die beste Hochspringerin, die es je gab. „Unter diesem Aspekt sollten auch der siebte Platz des kanadischen ‚Jahrhundert'-Sprinters Ben Johnson, der fünfte unseres 50-km-Gehers Hartwig Gauder oder gar das Fehlen des schwedischen Hochspringers Patrick Sjöberg nicht auf die Goldwaage gelegt werden", sagt Professor Wieczisk.

Die Allergrößten

Zu den elf sowjetischen Umfrage-Spitzenreitern gehört auch der heutige Schriftsteller und Bühnenautor Valeri Brumel. Er wurde mit dem größten Vorsprung vor die Nächsten plaziert, und deren Namen sind weiß Gott nicht Schall und Rauch: Paklin, Thomas, Fosbury, Mögenburg, Stones, Wszola, Dumas, Zhu, Jaschtschenko. Als „Straddler" war Brumel seiner Zeit so weit vorausgeeilt, daß er mit dem letzten Weltrekord (2,28 m) für eine Weile auch die erste „Flopper"-Generation in Schach hielt. Als einzige gleich auf zwei Spitzenplätzen Marita Koch, was den Worten ihrer langjährigen tschechoslowakischen Weggefährtin Jarmila Kratochvilova Nachdruck verleiht, als beste von allen Frauen, die je gelaufen sind, stehe sie auf einem Extrablatt.

Mit Riesenvorsprung auch die Weitspringerin Heike Drechsler und die „Miß Speerwurf" Ruth Fuchs. Die eine verbindet derzeit Höchstleistung mit ungewöhnlicher Popularität, die andere, die einst für unschlagbar galt, hat auf der grünen Wiese ihres Dauererfolgs mal gesagt: „Niemand, ich eingeschlossen, ist vor Niederlagen gefeit – denn keiner gewinnt sowieso…" Und wenn schon vom Siegen die Rede ist oder gar vom Triumph, der einen schwindlig macht, da fällt unter „50 km Gehen" der Name Giuseppe Dordoni ins Auge. Ein Italiener, der 1952 in Helsinki Olympiasieger wurde. Und wenn er frohgestimmt ist, gibt er zum x-ten Male eine Episode zum besten, die ihm anscheinend nie aus dem Kopf geht: „Ich lag weit in Führung. Kurz vorm Stadion ging ich auf die Zuschauer zu und fragte, ob jemand einen Kamm für mich hätte. In die verdutzten Gesichter schauend, verriet ich ihnen meinen Grund: Ich will mich nur schön machen für meinen Sieg…"

Zum Beispiel 400 m Frauen

1.	Marita Koch (DDR)	1924 Pkt.
2.	Irena Szewinska (Polen)	1741 Pkt.
3.	Jarmila Kratochvilova (ČSSR)	1682 Pkt.
4.	Valerie Brisco-Hooks (USA)	830 Pkt.
4.	Maria Itkina (UdSSR)	830 Pkt.
6.	Betty Cuthbert (Australien)	699 Pkt.
7.	Monika Zehrt (DDR)	559 Pkt.
8.	Shin Kim Dan (KDVR)	512 Pkt.
9.	Colette Besson (Frankreich)	511 Pkt.
10.	Tatiana Kocembova (ČSSR)	449 Pkt.

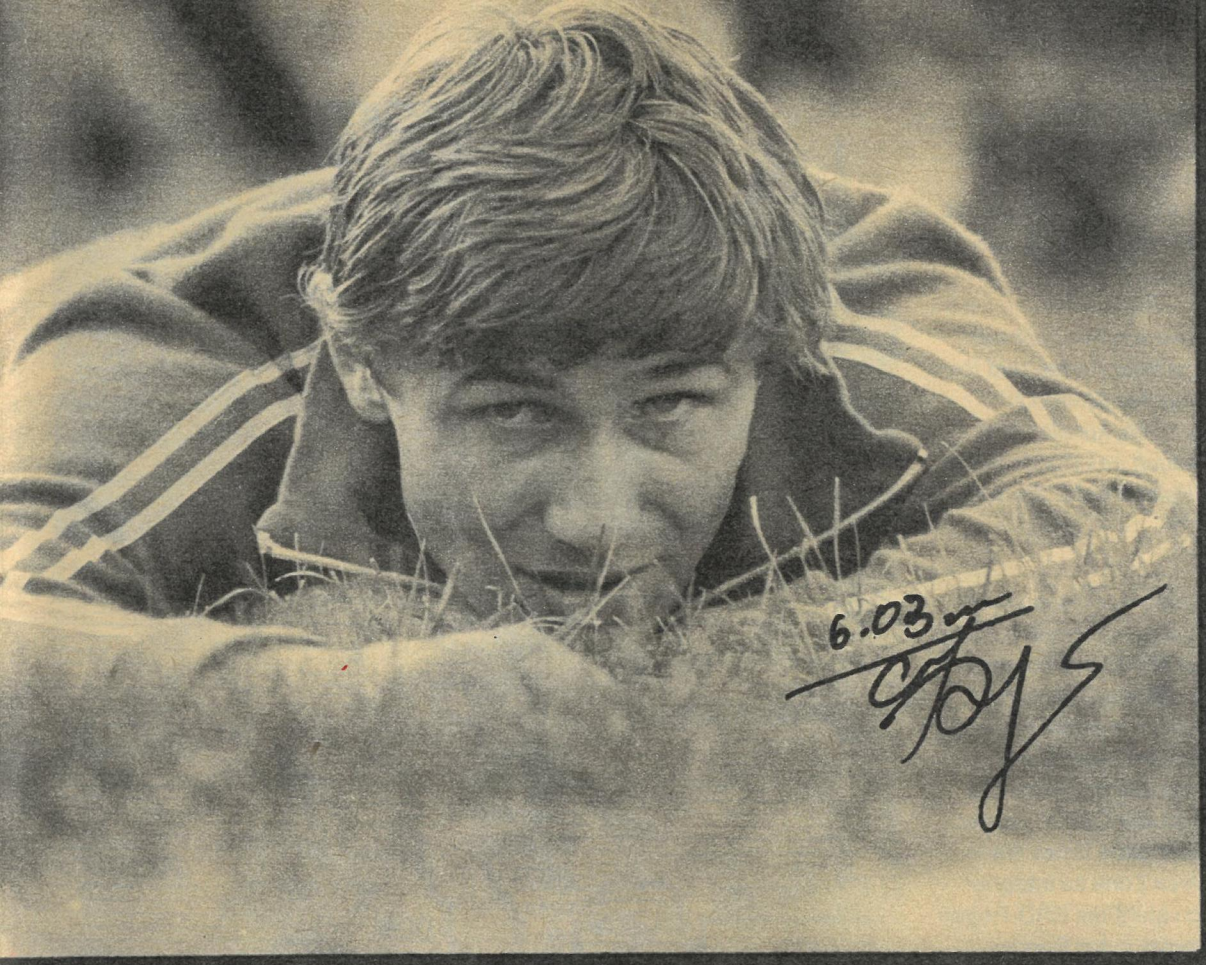
Zum Beispiel Weitsprung Frauen

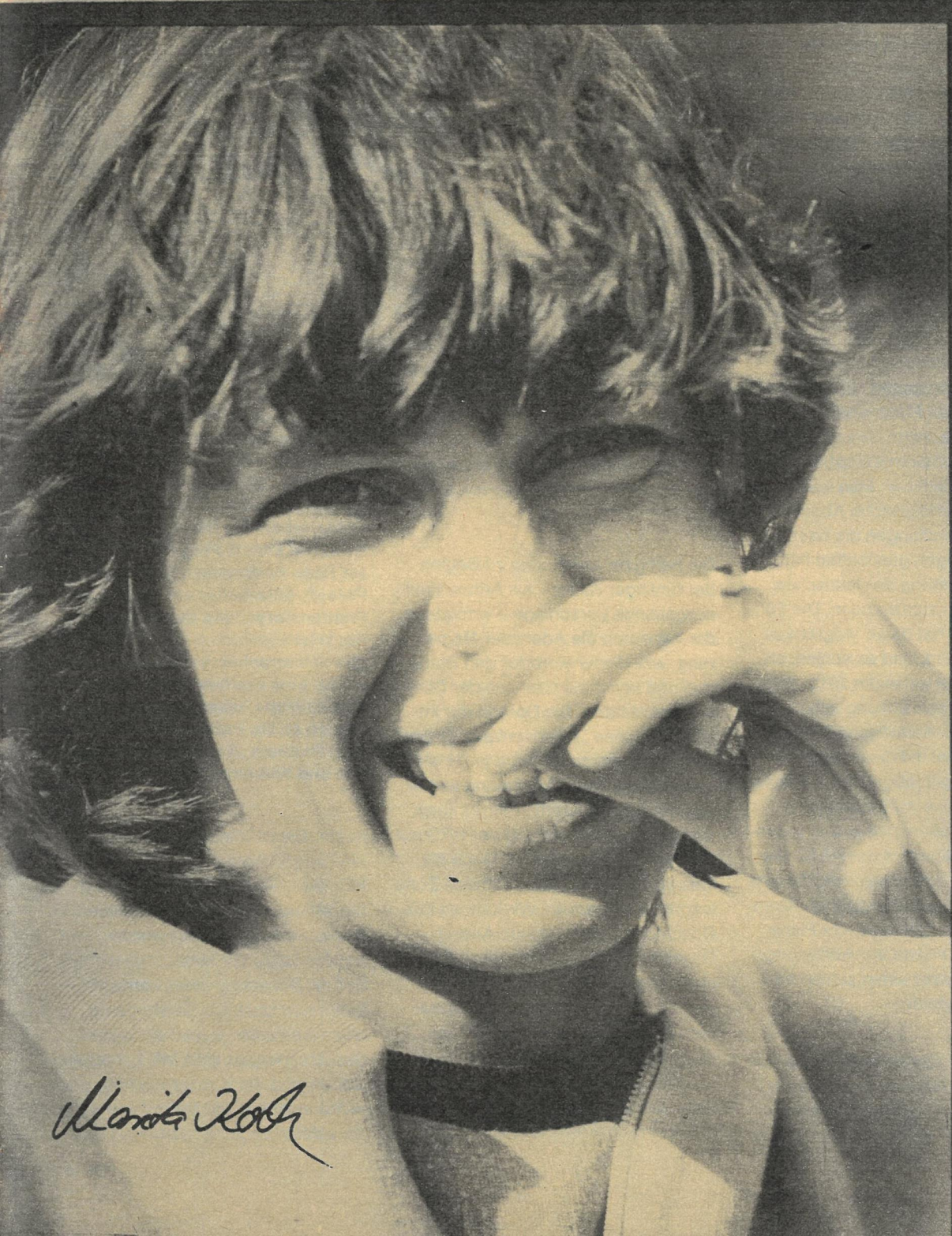
1.	Heike Drechsler (DDR)	2027 Pkt.
2.	Anisoara Cusmir (Rumänien)	1439 Pkt.
3.	Heidemarie Rosendahl (BRD)	1039 Pkt.
4.	Mary Rand (Großbritannien)	987 Pkt.
5.	Vilma Bardauskiene (UdSSR)	819 Pkt.
6.	Elzbieta Krzesinska (Polen)	767 Pkt.
7.	Tatjana Schtschelkanowa (UdSSR)	670 Pkt.
8.	Galina Tschistjakowa (UdSSR)	637 Pkt.
9.	Viorica Viscopoleanu (Rumänien)	549 Pkt.
10.	Vali Ionescu (Rumänien)	499 Pkt.

Zum Beispiel Stabhochsprung

1.	Sergej Bubka (UdSSR)	2024 Pkt.
2.	Cornelius Warmerdam (USA)	1453 Pkt.
3.	Robert Seagren (USA)	1270 Pkt.
4.	Bob Richards (USA)	1234 Pkt.
5.	Wolfgang Nordwig (DDR)	1022 Pkt.
6.	Wladyslaw Kozakiewicz (Polen)	838 Pkt.
7.	Thierry Vigneron (Frankreich)	730 Pkt.
8.	John Pennel (USA)	587 Pkt.
9.	Don Bragg (USA)	406 Pkt.
10.	Charles Hoff (Norwegen)	371 Pkt.

Drei Spitzenreiter: Sergej Bubka (oben), Marita Koch, auch über 200 m vorn (rechts) und Heike Drechsler, die Athletin mit dem größten Vorsprung (rechts außen).


6.03 m



Könnten Sie, Dr. Patejdl, kurz umreißen, wie Sie zur Beschäftigung mit der Problematik kernwaffenfreier Zonen gekommen sind?

Bevor unser Institut für Friedensforschung 1987 ins Leben gerufen wurde, hatte ich mich bereits seit 1982 mit den Möglichkeiten und Gegebenheiten atomwaffenfreier Zonen befaßt. Im Zusammenhang mit einer von mir erarbeiteten Studie über den politischen Zusammenschluß Westeuropas und das Europäische Parlament sowie die globalen politischen, militärischen und ökonomischen Probleme, vor denen Europa steht, interessierte mich, welche verbindenden Funktionen kernwaffenfreien Zonen zukommen könnten. Hierüber schrieb ich meine ersten Artikel, in denen ich auch Aspekte des Völkerrechts untersuchte, die durch die Schaffung atomwaffenfreier Zonen auftreten.

Inwieweit wird das Völkerrecht durch die Schaffung solcher Zonen berührt?

Die länderübergreifende Kernwaffenfreiheit wirft insofern völkerrechtliche Fragen auf, als beispielsweise die Souveränität dieser Länder und ihr atomwaffenfreier Status auch von Staaten anerkannt werden muß, die im Besitz von Atomwaffen sind. Das ist sehr wichtig, damit in möglichen Konfliktsituationen diese Staaten vor einer Lagerung oder einem Transfer von Atomwaffen geschützt sind. Das kann auf verschiedenen Wegen geschehen. So wurde die erste atomwaffenfreie Zone in Lateinamerika – Abkommen von Tlatelolco – auf Initiative Mexikos geschaffen, durch Vermittlung der UNO wurde der Vertrag signiert und ratifiziert. Der Rarotonga-Vertrag dagegen – atomwaffenfreie Zone Südpazifik – entstand auf Betreiben der Staatengruppe selbst. Die völkerrechtliche Sicherheit dieses Abkommens wird durch Ergänzungsdokumente garantiert, die von den Großmächten unterzeichnet wurden. Das UNO-Generalsekretariat fungiert als Depositär, als Verwahrer der Urkunden, die von jedem Staat unterzeichnet werden können. Wie Sie sehen, kann die Schaffung kernwaffenfreier Zonen unterschiedlich erfolgen, entscheidend jedoch ist ihre völkerrechtliche Verbindlichkeit. In Nordeuropa haben wir beispielsweise de facto eine atomwaffenfreie Zone, da die NATO-Staaten Norwegen und Dänemark eine Lagerung von Atomwaffen in Friedenszeiten abgelehnt haben. Jetzt geht der Kampf um die völkerrechtliche Absicherung. Die völkerrechtlichen Aspekte der bereits existierenden atomwaffenfreien Zonen fallen in meine Studien. Vergleichende Analysen gestatten es, völkerrechtliche Probleme, wie beispielsweise die Kontrolle über die Einhaltung der Verträge, auch auf die künftigen atomwaffenfreien Zonen auszuweiten.

Das Projekt einer atomwaffenfreien Zone ist seitens Ihrer Partei- und Regierungsführung des öfteren zur Sprache gekommen, kürzlich erst beim Staatsbesuch des Bundeskanzlers der BRD Helmut Kohl. Wie war die Resonanz?

Unser Generalsekretär Miloš Jakeš hat von einer Vertrauenszone entlang der Linie beider Militärkoalitionen gesprochen, aus der alle Offensivwaffen, insbesondere die atomaren, entfernt werden sollen. Diese Darlegungen entsprechen voll den Vereinbarungen zwischen der ČSSR und der DDR, ihre Länder ohne jedes Wenn und Aber in diese Zone zu integrieren. Wie jedoch steht die BRD-Regierung dazu? Obgleich der Bundeskanzler Helmut Kohl Verhandlungen befürwortete, die zur guten Nachbarschaft und Vertrauensbildung, zur Zusammenarbeit in Wissenschaft und Technik, in ökologischen und humanitären Bereichen führen könnten, vermied er jede Bezugnahme auf die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa.
Nach der Unterzeichnung des INF-Vertrages, der zwei Waffensysteme verbietet und vernichtet, machte US-Außenminister George Shultz deutlich, daß für die NATO eine dritte Nullvariante für taktische Atomwaffen kein Diskussionspunkt sei. Das glich der Absage des Plans einer atomwaffenfreien Zone, denn diese ist ohne Abzug der atomaren Kurzstreckenwaffen nicht denkbar. Man sollte meinen, daß der erfolgreiche Abschluß der INF-Verhandlungen die besten Voraussetzungen geschaffen hat, sich der Abrüstung der taktischen Nuklearwaffen zuzuwenden. Die Führung der SPD hat diese Möglichkeit sofort akzeptiert, und es schien, als wären auch Vertreter der BRD-Regierung bereit, diese Lösung aufzugreifen. Die NATO-Ratstagung Anfang März in Brüssel hat diese naheliegenden Erwägungen abgelehnt, vorläufig jedenfalls. Heute muß man mit Besorgnis feststellen, daß in den widerstreitenden Lagern in der NATO diejenigen immer lauter werden, die eine Modernisierung der taktischen Atomwaffen fordern. Sollten diese Pläne wahr werden, würde der Abrüstungsprozeß insgesamt einen schweren Rückschlag erleiden.

In den Jahren des kalten Krieges wurde jeder Gedanke einer militärisch verdünnten und atomwaffenfreien Zone an der Nahtstelle der beiden deutschen Staaten insbesondere von der BRD abgelehnt. Wie sehen im Unterschied zu damals die Argumente gegen diese Zonen heute aus?

Eine atomwaffenfreie Zone schlösse die drei Länder DDR, ČSSR und BRD ein; ein atomwaffenfreier Korridor betrüge jeweils 150 km von den Trennlinien zwischen der NATO und dem Warschauer Vertrag (siehe Karte).

Im Vorfeld des „Internationalen Treffens für kernwaffenfreie Zonen", das auf Initiative des Generalsekretärs des ZK der SED und Vorsitzenden des Staatsrats der DDR, Erich Honecker, im Juni in Berlin stattfinden wird, traf sich in Prag FW-Mitarbeiter Hans Bergmann mit Dr. Stanislav Patejdl, Mitarbeiter am Institut für Friedensforschung der Akademie der Wissenschaften der ČSSR. Welche völkerrechtlichen Folgerungen würde eine atomwaffenfreie Zone in Mitteleuropa haben, lautete eine der Fragen an Dr. Patejdl, der sich mit dem Problem „Kernwaffenfreie Zonen und Völkerrecht" befaßt.

Die heftigste Ablehnung zu Beginn der fünfziger Jahre – als Antwort auf sowjetische Vorschläge – erfolgte in der Tat durch die Adenauer-Regierung, weil dieser Korridor den Status quo und somit die Grenzen der DDR anerkannt hätte. Die Doktrin der imperialistischen „Alleinvertretung" und „Wiedervereinigung" wäre in Gefahr gekommen. Diese Ablehnung wurde von den USA tatkräftig mitgetragen, weil die Remilitarisierung der BRD auf der Tagesordnung stand. Doch die Idee von einer atomwaffenfreien Zone war nicht vergessen. Wir kennen ihre Geschichte. 1956 belebte Andrej Gromyko den Gedanken einer solchen Zone erneut, 1957 folgte der Rapacki-Plan usw. In der gemeinsamen Deklaration der SED, KPTsch und SPD vom August 1987 nahm dieser Plan ganz konkrete Gestalt an. Einer der zentralen Einwände gegen kernwaffenfreie Gebiete lautet heute: Ein solches schafft nur die Illusion von Sicherheit, weil die Möglichkeit, die Waffen sehr schnell in der betreffenden Zone wieder zusammenzuziehen, nicht ausgeschlossen werden kann. Wir behaupten nicht, daß die Schaffung eines kernwaffenfreien Korridors die Gefahr bannt, wenn die Waffen außerhalb dieses Gebiets gelagert sind. Wir behaupten jedoch, daß ein solcher Korridor eine vertrauensbildende Maßnahme wäre, die schließlich zur Erweiterung des

Korridors in eine Zone führen könnte. Unsere Vorschläge lauten: die Zone sollte die drei Länder DDR, ČSSR und BRD – somit ca. 600 km – einschließen. Hiermit verlören die taktischen Atomwaffen ihren Wert. Zudem plädieren wir nicht dafür, die Waffen lediglich auseinanderrücken zu lassen, sondern sie – analog zum INF-Abkommen – zu vernichten. Das Argument von einer illusionären Sicherheit, weil Waffen schnell rückbefördert werden können, entfällt, denn sowohl die Schaffung eines atomwaffenfreien Korridors als auch seine Ausweitung zur Zone gehen stets einher mit der Bildung eines ausgewogenen effektiven Kontrollmechanismus. Auch hierin hat der INF-Vertrag eine Vorbildwirkung.

Die Gegner der atomwaffenfreien Zonen sagen, diese seien ungeeignete Teilschritte und einer weltweiten Abschaffung der Atomwaffen hinderlich. Außerdem hätten unter gegebenen strategischen Bedingungen entnuklearisierte Zonen keine Bedeutung.

Das erste Argument ist wenig verständlich, zumal eben jene Kreise, die dieses vorbringen, eine weltweite atomare Abrüstung nicht befürworten. Das Abkommen über die Verschrottung zweier Raketensysteme hat bewiesen, daß eben jene Teilschritte ein durchaus gangbarer Weg sind, ganze Waffensysteme verschwinden zu lassen. Die Vision von Michail Gorbatschow, die Welt bis zum Jahr 2000 atomwaffenfrei zu machen, geht auch von Teilschritten aus. Eine fünfzigprozentige Reduzierung der strategischen Waffen wäre zwar ein unermeßlich großer Schritt, jedoch verblieben dann immer noch weitere Schritte. Ähnlich verhält es sich auch mit der Schaffung atomwaffenfreier Zonen. Ihre Ausweitung zum Netzverbund würde auch die dritte Waffenkategorie – die Kurzstreckenraketen und atomare Artillerie – aus der Welt schaffen, denn sie hätten durch ihre begrenzten Reichweiten jeden Sinn verloren.
Zum Argument, die momentanen strategischen Bedingungen zwischen den Großmächten ließen atomwaffenfreie Zonen unnütz erscheinen, weil eine atomare Katastrophe sie nicht umgehen würde, läßt sich sagen: Natürlich macht die Vernichtung keinen Bogen um diese Zonen, doch die Einwände verfolgen den Zweck, die Beteiligung aller europäischen Staaten am Abrüstungsprozeß zu diskreditieren. Europa ist nicht machtlos und kann bei der Abrüstung gewichtig mitreden. Vergessen wir nicht, daß zum Beispiel der INF-Vertrag auch ermöglicht wurde, weil die BRD auf ihre Pershing 1a verzichtet hatte. Die Einflußnahme aller europäischen Staaten auf den Abrüstungsprozeß muß hoch bewertet werden. Die Schaffung atomwaffenfreier Zonen wäre ein solcher Schritt.

Ich bin Realist, aber auch Optimist

Müssen wir nicht annehmen, daß atomwaffenfreie Zonen nicht nur militärisch, sondern auch politisch bedeutsam wären?

Wenn wir vom Ausbau der militärischen Sicherheit und von Strukturen der Nichtangriffsfähigkeit innerhalb dieser Zone sprechen, so meinen wir auch stets alle vertrauensbildenden Momente. Die Erringung der gemeinsamen Sicherheit schließt zwangsläufig und dialektisch die Zusammenarbeit auf anderen – politischen, ökonomischen und humanitären – Gebieten ein. Betrachten wir einmal den Prozeß, wie die jahrelangen Gespräche zwischen der SED und SPD über die Wege zur gemeinsamen Sicherheit verlaufen sind. Das Suchen nach Möglichkeiten, in Mitteleuropa die Entspannung und Abrüstung unumkehrbar zu machen, hat schließlich zum gemeinsamen Dokument „Der Streit der Ideologien und die gemeinsame Sicherheit" geführt, das in dieser Form wohl einzigartig ist, weil es alle Aspekte des Zusammenlebens berücksichtigt. Auch den des unumgänglichen ideologischen Streits. Gemeinsame Sicherheit und politische Vertrauensbildung würde unter dem Dach einer atomwaffenfreien Zone am besten gedeihen. Die Beseitigung der atomaren taktischen Waffensysteme und das Inkrafttreten effektiver Kontrollmechanismen würden den militärischen Faktor zurückdrängen und Raum für eine Zusammenarbeit auf allen Gebieten schaffen.

Wäre nicht denkbar, daß bis zur Schaffung eines atomwaffenfreien Korridors oder einer Zone das Problem der taktischen Atomwaffen und atomaren Artillerie im Verbund mit einer konventionellen Abrüstung gelöst werden könnte?

Es ist durchaus möglich und auch wahrscheinlich, daß die taktischen Kernwaffen mit einer schrittweisen Senkung der konventionellen Waffen ebenfalls verschwinden. Nur ist diese Abrüstungsvariante nicht ganz unkompliziert, da die Verhandlungen über konventionelle Abrüstung die taktischen Kernwaffen nicht zwingend einbeziehen müssen. Die Länder des Warschauer Vertrages sind in dieser Hinsicht zu weitgehenden Konzessionen, wie beispielsweise zur asymmetrischen Abrüstung, bereit und erwarten von der Gegenseite ein definitives Entgegenkommen. Doch wie gesagt, eine dritte Nullvariante wäre die beste Lösung, weil mit einem Schlag ein ganzes Waffensystem verschwinden würde. Zudem würde es die Kontroll- und Inspektionsmöglichkeiten erleichtern. Wir hätten dann de facto einen Zustand der Kernwaffenfreiheit in Mitteleuropa, der dann völkerrechtlich paraphiert werden müßte.

Für die sozialistischen Länder hat die Abrüstung einen Eigenwert und steht an oberster Stelle aller Prioritäten. Wie stellen wir uns zur im Westen geläufigen Meinung, daß erst das politische Vertrauen und die Zusammenarbeit eine Abrüstung ermöglicht?

Beide Wege sind wichtig, jedoch halten wir es für nicht angebracht, die nichtmilitärischen Aspekte in den Vordergrund zu schieben. Das birgt die Gefahr in sich, daß Fehldeutungen der politischen Atmosphäre sich auf den Abrüstungsprozeß negativ auswirken können. Politische Wendungen und Abkühlungen liegen durchaus im Bereich des Möglichen. Von diesen Unwägbarkeiten den Abrüstungsprozeß abhängig zu machen, wäre gefährlich. Das heißt jedoch nicht, daß wir Verhandlungen auf den Gebieten der Ökonomie, Kultur, Ökologie usw. als zweitwertig ansehen. Sie haben ihren Eigenwert dadurch, daß wir mit Regierungen westlicher Staaten zu einer durchaus fruchtbaren Zusammenarbeit kommen, obgleich in Fragen der Abrüstung und der Atomwaffenfreiheit noch grundsätzliche Meinungsunterschiede herrschen. Abrüstungsverhandlungen sind und bleiben jedoch unersetzbar, und wir hoffen, daß das Gipfeltreffen Ende Mai in Moskau einen weiteren Abrüstungsschub einleiten wird. Ich persönlich verbinde auch mit dem internationalen Treffen über atomwaffenfreie Zonen im Juni in Berlin große Erwartungen. Wir sind Zeugen bedeutsamer Entwicklungen, die sich in allen Ländern und in der Weltöffentlichkeit vollziehen. Ich bin Realist und übersehe durchaus nicht die Schwierigkeiten, die sich vor uns noch auftürmen, doch im Hinblick auf die Schaffung einer atomwaffenfreien Zone in Mitteleuropa lasse ich mich von optimistischen Gedanken leiten. Die Kraft der Friedens- und Abrüstungswilligen ist gewachsen, wie der kürzlich abgeschlossene INF-Vertrag beweist, und dieser Kraft vertraue ich auch in Zukunft.

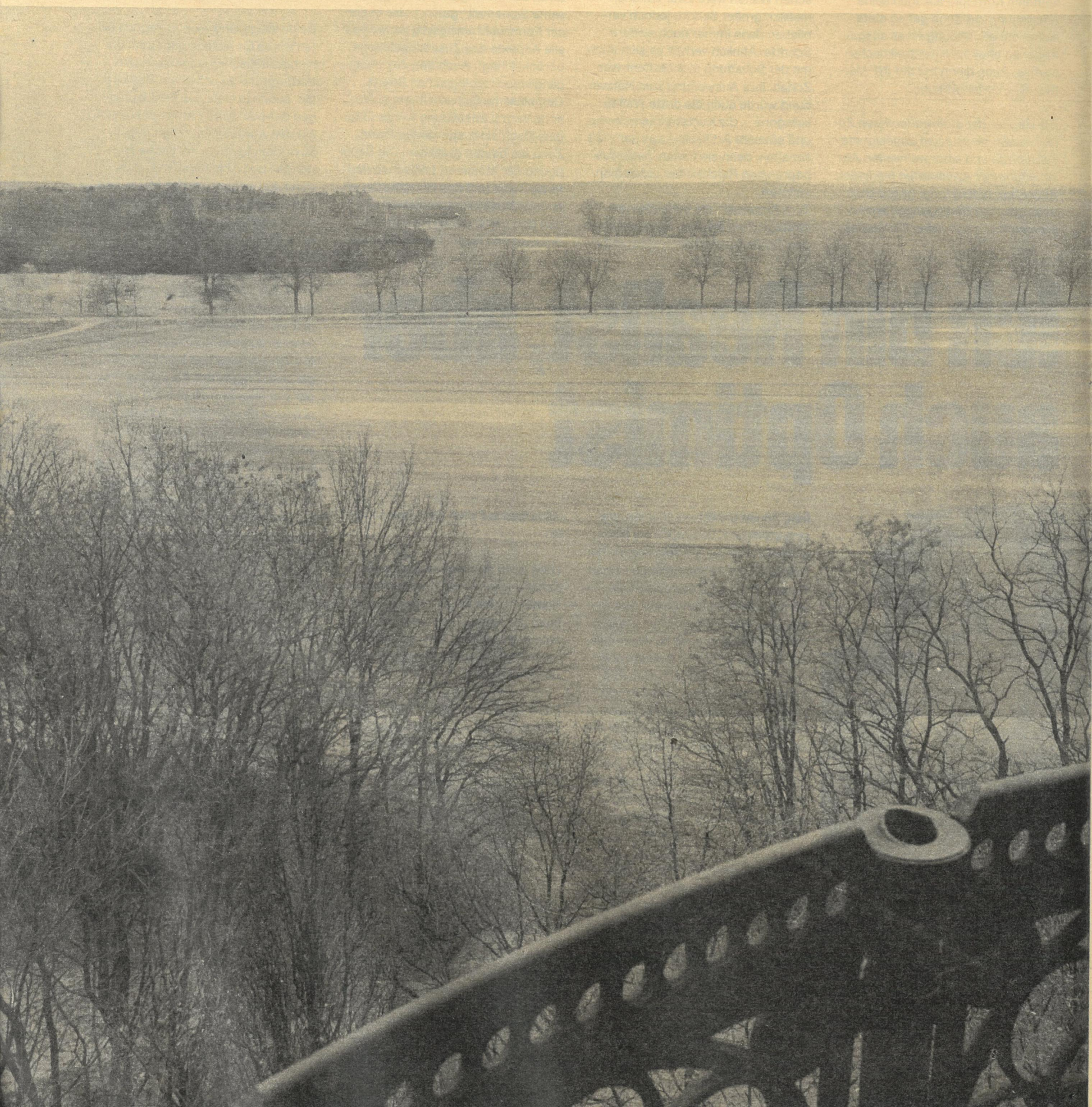
Fotos: Z. Pidrman, V. Hohlfeld
Karte: W. Wegener

Er war, so hört man, ein frommer Mann, Kalvinist übrigens, kein Lutheraner also, pflichtbewußt, fleißig und weltgewandt, tapfer im Feld, zu Hause ein braver, treuer Ehemann, Mätressen zu halten lehnte er ab, stand Sommer wie Winter früh um sechs auf, betete, löffelte seine Biersuppe und setzte sich an den Schreibtisch, nachmittags arbeitete er im Garten, wenn er nicht ausritt. Er frönte, hört man von anderer Seite, der Völlerei, hielt auch im Trinken nicht immer das rechte Maß, war rücksichtslos, mißtrauisch und jähzornig. Mit einem Wort, ein Mensch. Aber dieser Mensch war Kurfürst von Brandenburg.

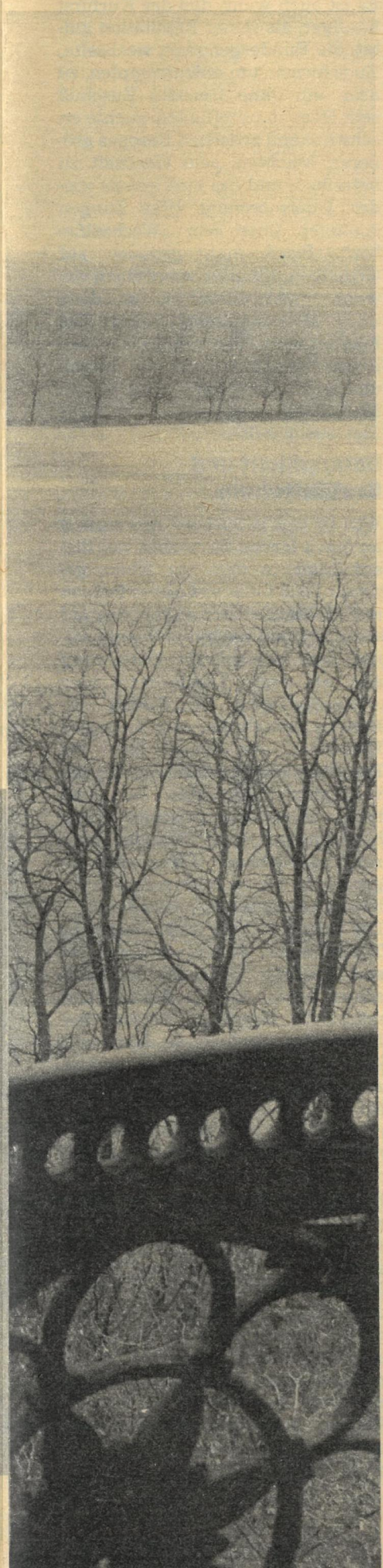
In dieser Eigenschaft gehört Friedrich Wilhelm heute zum Lehrstoff für die 7. Klasse, Abschnitt „Landesfürstlicher Absolutismus in Deutschland 1648–1789". Der sächsische August hat da immerhin dreißig Zeilen, schneidet allerdings nicht gut ab. Friedrich Wilhelm kommt mit Namen überhaupt nicht vor und war doch einmal der „Große Kurfürst" und der „Held von Fehrbellin".

Geboren ist er im Berliner Schloß am 16. Januar 1620. In der Familie hieß er Fritz und nicht anders. Sieben junge Jahre verbrachte er auf der Festung Küstrin – Wallensteins Landsknechte machten das Land unsicher – und genoß Unterricht in sämtlichen Wissenschaften, paukte Latein, Französisch, Polnisch, Holländisch, galt als mittelmäßiger Schüler, Geometrie und Zeichnen ausgenommen. Der Jüngling trieb Studien an den niederländischen Universitäten Leiden und Arnheim.

Mit sechsundzwanzig heiratete er in Den Haag Prinzessin Luise Henriette von Oranien. Zwei Stammhalter gingen jung dahin, der dritte stand durch, ein verwachsener, eitler Schwächling, der sich später zu Preußens erstem König machte. Der Vater mochte ihn nicht. Nach zwanzigjähriger glücklicher Ehe starb Luise an der Tuberkulose. Friedrich Wilhelm – „ich bin so gantz alleine" – heiratete Dorothea, verwitwete Herzogin von Lüneburg, eine emanzipierte, geschäftstüchtige Person, die ihrem Mann selbst auf der Jagd nicht von der



Seite wich und auch beim anschließenden Umtrunk mithielt. Lange Jahre litt der Kurfürst unter Gicht, Asthma und Nierensteinen. Als die Wassersucht hinzukam, nahte das Ende. Unter Tränen segnete er die Kinder, überreichte dem ungeliebten Ältesten sein Testament, entschuldigte sich bei der Schwiegertochter, daß er die Nachtmütze auf dem Kopf belasse, und verschied nach langen nächtlichen Gesprächen am Morgen des 9. Mai 1688 im Kreise der Familie. Sein Sarg steht in der Gruft des Berliner Doms.



Vom Aussichtsturm geht der Blick weit über plattes märkisches Land, vorn das Dorf Hakenberg am Horizont, jenseits der Rostocker Autobahn das Städtchen Fehrbellin. Auf diesen Feldern besiegte im Juni 1675 eine brandenburgische Armee eine schwedische. Den siegreichen Feldherrn nannte man den „Großen Kurfürsten". Sein Reiterdenkmal, ein Werk des berühmten Bildhauers Andreas Schlüter, steht im Berliner Bode-Museum.

Ein Beitrag von
Jürgen Jessel (Text) und
Detlef Christel (Fotos)

Der kleine und der große Fritz

Der kleine und der große Fritz

Der Aussichtsturm bei Hakenberg, erbaut 1875 zur 200-Jahr-Feier der Fehrbelliner Schlacht.

Pacht und Pump

Was der Kurprinz Friedrich Wilhelm geerbt hatte, war Bürde und Ohnmacht. Das brandenburgische Kernland, Sand, Sumpf und Wälder, keine Bodenschätze, keine Häfen, und die fettesten Zölle an Elbe und Oder kassierten andere. Der Staat, wenn man denn von Staat sprechen will, ohne stehendes Heer, ohne Steuersystem, ohne Verwaltungsapparat. Der Adel aufsässig, der Bauer im Elend, die Städte provinzielle Nester. Zu allem der schreckliche Krieg, zweiundzwanzig Jahre schon, und kein anderer deutscher Landstrich so verwüstet wie der brandenburgische. Tausende Höfe nicht besetzt, Felder nicht bestellt, in Berlin von 1235 Häusern 350 unbewohnt, die Einwohnerzahl von 13 000 auf 6000 gesunken, ein ausgeblutetes Land, sogar die Hofküche schickte gelegentlich um die Ecke zum Berliner Magistrat, ein paar Taler zu pumpen für die allerhöchste Mittagstafel.

Und der junge Mann auf dem Thron noch nicht ganz einundzwanzig. „Von Gottes Gnaden", so seine offizielle Titulatur, „Wir Friedrich Wilhelm Marggraf zu Brandenburg, des Heiligen Römischen Reiches Ertz-Cammerer und Churfürst, in Preußen, zu Cleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, der Cassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Croßen und Jägerndorff Hertzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Rügen..." Und so weiter. Verstreuter Besitz von der Ostsee weit hinter Danzig bis zur holländischen Grenze und hinunter nach Bayreuth. Im Westfälischen Frieden, der 1648 den Dreißigjährigen Krieg beendete, kamen noch Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kammin dazu sowie, nach einigem Tauziehen, das Recht, sich künftig Serenissimus nennen zu lassen, Durchlauchtigster also, und nicht länger einfach nur Durchlaucht, was seinerzeit einen erheblichen Unterschied machte.

Aber Preußen blieb gepachtetes polnisches Lehen, und in Stettin, an der Odermündung, auf Rügen, in ganz Vorpommern saßen die Schweden.

Am Ende leere Hände

Mit den Schweden hat es schon der kleine Fritz, und er hört sein Leben lang nicht auf. Fritz ist elf, als sich seine Eltern im Wald zwischen Treptow und Köpenick mit Onkel Gustav Adolf, dem berühmten Schwedenkönig, und Tante Marie Eleonore treffen. Beim Picknick verspricht man die Kinder, den brandenburgischen Prinzen und die schwedische Prinzessin, Cousine Christina ist fünf. Was für ein Traum: Fritz auf dem schwedischen Thron, der deutsche Norden und die Ostsee von Riga bis zur Lübecker Bucht in einer Hand. Gustav Adolf fällt im Jahr darauf, die Sache ruht. Kaum auf dem Thron, schickt Fritz Brautwerber nach Stockholm, Christinas Vormund wimmelt sie ab, der Traum verfliegt. Unterdessen sinkt der Krieg in die Agonie, und alle Welt rangelt um die Beute. Friedrich Wilhelm fordert wenigstens Stettin und Wolgast, die Schweden verlangen mehr und bekommen alles, nämlich Stralsund, Greifswald, Stettin, Wolgast, dazu die Inseln Rügen, Usedom und Wollin.

Der Friede hält keine sieben Jahre, und Friedrich Wilhelm zieht mit den Schweden gegen Warschau, tapfer und siegreich, tauscht übers Jahr Freund und Feind, am Ende jedoch, Friede zu Oliva im Mai 1660, wird es wieder nichts mit Stettin und Stralsund. Immerhin, Frankreichs „Sonnenkönig", der vierzehnte Ludwig, und der habsburgische Kaiser erkennen Brandenburgs Souveränität über Preußen an, das man später Ostpreußen nannte, und es sieht doch so aus, als sei der Kurfürst nun jemand in Europa.

Noch immer sitzen die Schweden an der Odermündung, als sich Friedrich Wilhelm, man schreibt das Jahr 74, im Elsaß mit den Franzosen herumschlägt. Im fränkischen Winterquartier erreicht ihn alarmierende Botschaft: die Schweden in der Mark. Sengen, morden, rauben, foltern, vergreifen sich an den Töchtern des Landes, treiben das Vieh weg, plündern Kirchen.

In zwanzig Tagen marschiert die brandenburgische Armee vierhundert Kilometer, bei Fehrbellin faßt sie die Schweden. Den Feldherrn plagt, wie üblich, die Gicht, vier Diener heben den künftigen Helden von Fehrbellin unter allgemeinem Stöhnen auf sein Schlachtroß, vorneweg reitet der Prinz von Homburg mit seiner silbernen Beinprothese. Am Tag nach dem Gemetzel schreibt er seiner „allerlibsten Frawe": „Nachdeme nun alles vorbey gewesen, haben wir auff der Wallstett, da mehr als tausend Todten umb uns lagen, gessen und uns braff lustig gemacht..."

Einmal am Zug, läßt der Kurfürst nicht locker, nimmt den Schweden Wolgast und Stettin, schließlich aber dürfen sie ihre Brückenköpfe auf dem pommerschen Festland doch wieder behalten. Der Sieger steht mit leeren Händen da, denn der „Sonnenkönig", ohne dessen Zustimmung sich in Europa wenig bewegt, hat den schwedischen Einfall in die Mark animiert und finanziert, um seine elsässische Front zu entlasten, und der Kaiser wünscht keinen neuen „Wandalen-König" an der Ostsee.

Wechselfieber

War Friedrich Wilhelm denn nun ein „großer" Kurfürst oder nicht? „Als ob", schrieb Marx 1849 in der „Neuen Rheinischen Zeitung", „ein ‚Kurfürst' je ‚groß' sein könnte..." Dreihundert Jahre nach seinem Tod lohnt kein Streit um das lobpreisende Beiwort. Um ihm gerecht zu werden, muß man freilich sein Jahrhundert sehen.

In seinem politischen Testament mahnte der Kurfürst seinen Nachfolger, daß er nicht etwa durch Angriffe auf andere Länder „großen Neid und Feindschaft" auf sich ziehe und dadurch, was er habe, „in Gefahr setzet". Jahrzehnte später entdeckte sein Enkel, der bekannte „Soldatenkönig", in einem Schreibpult einen ergänzenden Schriftsatz, der Neid und Feindschaft in den Wind zu schlagen empfahl, sollte sich je Gelegenheit bieten, den kurfürstlichen Besitz um die habsburgische Provinz Schlesien zu bereichern. Wie man weiß, fand Urenkel Friedrich die Gelegenheit im Jahre 1740 günstig und nutzte sie.

Friedfertige Außenpolitik, die Krieg nicht einkalkulierte, war im 17. Jahrhundert eine blanke Illusion. Krieg galt als normales Mittel der Politik. Kein Gedanke, daß nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges in Europa Friede geherrscht hätte. Zwischen 1648 und 1700 befand sich Brandenburg zwanzig Jahre im Kriegszustand, ohne daß ihm sonderliche Streitlust nachzusagen wäre.

Es ist wahr, daß der Kurfürst seine Stimme für die Wahl des deutschen Kaisers gegen jährliche Zahlung von 100 000 Livres an Ludwig XIV. verkaufte. Aber das tat lange vorher auch der bayrische Kurfürst und gleich nach dem brandenburgischen auch der sächsische. Wenn preußische Hofhistoriker, sagt Franz Mehring, Friedrich Wilhelm als „nationalen Helden" preisen, „so darf man sich durch diesen Unsinn nicht verleiten lassen, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen und ihn einen nationalen Verräter zu schelten; eine nationale Politik im modernen Sinne des Wortes war für die damaligen deutschen Fürsten überhaupt kein Begriff."

Es ist auch wahr, daß der Kurfürst häufiger, als seiner Reputation guttat, die Bundesgenossen wechselte. Zu schwach, um aufzutrumpfen, zu arm, um ohne fremden Zuschuß sein Heer zu unterhalten, suchte er, schwankend zwischen Europas größeren Mächten, sein Geschäft zu betreiben, und das hieß immer wieder: Odermündung. Böse Zungen spotteten über sein „Wechselfieber". Sieht man genauer auf Gründe und Motive, erscheinen sie, wenn nicht ehrenhaft, so doch nicht allesamt unvernünftig. Die Fürsten seines Jahrhunderts hatten ihren eigenen Begriff von Moral, und es macht keinen Sinn, sie an Maßstäben zu messen, die zu ihrer Zeit wenig galten.

Schulpflicht und Bratkartoffeln

Was ist uns geblieben? Erinnerung an einen fernen Herrscher, der dieses Land, in dem wir leben, genauer Teile unseres Landes fast ein halbes Jahrhundert regiert hat, auf seine Art und nach den Regeln seiner Zeit, zwiespältige Erinnerung also an einen Landesherrn, der Adelsprivilegien auf Kosten der Bauern festschrieb, der, so sagen Historiker, den Grund legte für Preußens Machtentfaltung, der die verfolgten Hugenotten ins Land holte, seine französischen Glaubensgenossen, was Brandenburgs zurückgebliebener Ökonomie zugute kam, der zugleich religiöse Toleranz predigte und praktizierte.

Die Odermündung ist für uns kein Thema mehr. Reden wir statt dessen von der hübschen holländischen Luise, der die bescheidene märkische Gemeinde Bötzow den Namen Oranienburg verdankt und ein Schloß dazu. Und weiter nichts? Aber doch. Andreas Schlüters berühmtes Reiterstandbild, ein Denkmal im Fehrbelliner Stadtpark, der Aussichtsturm bei Hakenberg und die allgemeine Schulpflicht, die Friedrich Wilhelm 1662 einführte, wenn er auch die Lehrer nicht bezahlen konnte. Und, nicht zu vergessen, die holländischen Tartuffeln, „knolligte Wurzeln, zur Speise dienlich", auch Grüblinge oder Erdbirnen genannt. „Man schneidet die abgekochten Tartuffeln", so ein zeitgenössisches Rezept, „in runde Scheiben und bratet sie in der Pfanne." Mag sich sonst manches geändert haben, das tun wir immer noch.

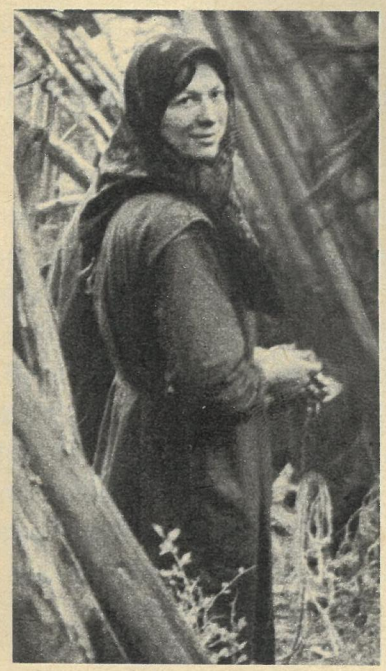
Der Tod des Einsiedlers

Karp Ossipowitsch Lykow, den Lesern der FREIEN WELT seit nunmehr fünf Jahren als der Einsiedler in der Taiga bekannt, ist im Alter von 87 Jahren gestorben. Von der ehemals sechsköpfigen Familie, die sich aus religiösem Fanatismus in die Taiga zurückgezogen hatte und im unwegsamen Sajan-Gebirge über fünfzig Jahre ohne jeden Kontakt zu anderen Menschen vegetierte, lebt nun nur noch Agafja, die 43jährige, kinderlose Tochter des Alten. Wird sie die Hütte am Fluß Erinat verlassen?

Nach der Entdeckung der Lykows im Jahre 1978 – eine Geologengruppe war durch Zufall auf sie gestoßen – hatte der Moskauer Journalist Wassili Peskow 1983 Kontakt zu ihnen aufgenommen. In einer zehnteiligen, aufsehenerregenden Dokumentation berichtete er über diese Menschen, die inmitten der modernen sowjetischen Gesellschaft auf steinzeitliche Weise existierten. Peskow erhielt Nachricht vom Tode des Alten Ende März. Er bestieg das nächste Flugzeug und suchte Agafja in der noch weißverschneiten Sajaner Taiga auf. „Diese Gegend sah ich jetzt erstmals im Winter", schrieb Peskow. „Im Hubschrauber, der uns zur Hütte am Erinat flog, maß der diensttuende Hydrologe die Dicke der Schneedecke. Sie betrug wiederholt mehr als zwei Meter. Wir versanken nach der Landung bis zum Gürtel in dem kalten Weiß. Agafja, drei-, vielleicht auch vierfach in Kleider gehüllt, empfing uns nun das erste Mal allein. Schweigend folgten Jerofej (der treue Freund der Lykows war inzwischen Berufsjäger geworden – V. H.) und ich der schwarzen, hageren, aufrechten Gestalt einen Pfad entlang in die Tiefe des Waldes. Das Doppelkreuz der Altgläubigen über dem aufgeschütteten Erdreich zeigte die letzte Ruhestätte des Karp Ossipowitsch Lykow an. Ein angebundenes bronzenes Kruzifix schaukelte leicht im eisigen Wind..." (Das Foto rechts unten zeigt die Grabstellen der bereits verstorbenen Lykows.) „Agafja war still. Sie weinte nicht. Die tief in den Schnee eingestapfte Spur zeugte davon, daß ihr Weg sie täglich an das Grab des Vaters führte. Später, zur Abendmahlzeit in der neuen Hütte (Foto oben), erzählte sie, die letzte der Lykows, ruhig und gefaßt, wie ihr Vater starb..."

Den Bau der neuen Behausung, erstmals eine wirklich winterfeste Taiga-Blockhütte, hatte Karp Ossipowitsch noch erlebt. Die chakassischen Waldarbeiter hatten ihr im letzten Sommer gegebenes Versprechen gehalten. Ein kompletter Bautrupp war angerückt, hatte bis zum letzten Nagel alles Erforderliche kilometerweit herangeschleppt. Der alte Lykow war schon zu schwach, um selbst mit Hand anzulegen. Er schaute dem Werken zu und bewirtete die fleißigen Zimmerleute. Die dankbare Agafja bezog deren Namen in ihre täglichen Gebete ein. Eigenhändig setzte sie aus schönen, glattgeschliffenen Flußsteinen einen russischen Ofen. Als alles fertig war, geriet der Alte, der sich eigentlich über das Bauwerk freute, mit seinem religiösen Gewissen in Konflikt. Er streichelte die festen Wände und sprach mit weinerlicher Stimme: „In einer so schönen Hütte darf man nicht wohnen. Das ist Sünde." Für Agafja begann eine schwere Zeit. Der Alte nahm an nichts mehr Anteil, lag bei Tag und bei Nacht und erhob sich nur zum Essen und Beten. Im Februar trübte sich der Verstand Lykows. Er stolperte wie irr in der Gegend umher und stürzte am 15. Februar vor der Hütte hin. Unter Aufbietung aller Kräfte schleppte Agafja ihn auf den Ofen. Ächzend und stöhnend schlief Karp Lykow ein – ohne wieder zu erwachen. Die Grabesstille am nächsten Morgen ließ Agafja aus dem Schlaf schrecken. Ihr Vater war tot. Nach einem ersten Gebet hastete die 43jährige auf Skiern durch die Taiga zur Geologenstation. Sie legte 25 Kilometer in acht Stunden zurück, klopfte spätabends an ein hell erleuchtetes Fenster, teilte der Arzthelferin den Tod ihres Vaters mit und brach zusammen. Die Geologen brachten Agafja wieder auf die Beine. Sie nahm sogar Medizin zu sich, obwohl das eine „große Sünde" sei, denn die Tabletten kämen „aus der Welt". Drei Tage brauchte Agafja, um sich zu erholen. Jerofej benachrichtigte inzwischen die letzten Verwandten der Lykows in Taschtagol und die Miliz in Abasa. Dieser Personenkreis flog am 20. Februar im Hubschrauber zur Hütte. Agafja war ohne zu zögern in den „Himmelswolf" eingestiegen, zur Freude aller drei Verwandten und von Jerofej. Sie glaubten, Agafja würde nach der Beerdigung mit ihnen gehen, zurück „in die Welt". Doch dem war nicht so. Agafja war nicht zu bewegen, die Hütte zu verlassen. „Der Vater hat mir den Segen nicht gegeben..."

Volker Hempel



Fotos: W. Peskow

Bilder zu Literatur sind nicht immer für Bücher gemacht. Dichters Werk ist nicht nur Vorlage für Illustration, die Kapitel für Kapitel, Strophe für Strophe dem Text folgt. Es kann dem bildenden Künstler Anstoß sein zu eigener Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Literatur der Sowjetunion hat Künstlern unseres Landes immer wieder Reibungsflächen geboten. Von den vierziger Jahren bis heute reißt die Kette der Bilder zu den Klassikern und zu den Jungen sowjetischer Literatur nicht ab. Es begegnen sich zwei Künste, die mit ihren Mitteln Eigenes zu sagen haben. Wo sich ihre besten Vertreter treffen, sind gültige Bilder entstanden, die auch den Betrachter zum Dialog mit Kunst und Literatur herausfordern können. Grafik, die solches vermag, und Texte, die sie anregten, sind in unserer Serie vereint.

Reibungsflächen

Alexander Twardowski – Nuria Quevedo

Alexander Twardowski

Am Tag, als der Krieg zu Ende war

An jenem Tag, als endlich Frieden war,
und der Salut aus allen Rohren dröhnte,
sprach eine Stimme in uns, ruhig, klar
und traurig still, die alles übertönte.

Es war das bittre Wissen, daß wir jetzt
von den Gefallenen für immer schieden,
sie waren ausgeschlossen, ausgesetzt,
sie waren tot, und uns begann der Frieden …

Mit diesen Salven kam für uns die Zeit,
in der uns keine Schrecknisse mehr drohten,
und die Geschosse flogen singend weit,
noch ferner aber standen stumm die Toten.

Nachdichtung: Waldemar Dege

Nuria Quevedo

geboren 1938 in Barcelona, lebt in Berlin

Zu Alexander Twardowski, Am Tag, als der Krieg zu Ende war. Radierung, 1984

Reproduktion: Christoph Sandig

Beispiellose Rettungsaktion in Leningrad:

Brandalarm am Sonntagabend

An einem Februartag dieses Jahres hatte die Leningrader Feuerwehr Großalarm: Die Akademiebibliothek brannte. 19 Stunden fraß sich das Feuer durch den unschätzbar wertvollen Bestand. Etwa 400 000 bibliographische Einheiten gingen verloren. Von Löschwasser durchnäßte Bücher bedroht der Schimmelpilz. Bei der Linderung der Brandschäden halfen zahlreiche Leningrader Bürger.

Einige Wochen liegt der Brand bei unserem Besuch in der Leningrader Akademiebibliothek zurück. Äußerlich entdecken wir keine Anzeichen. Am Entree stellt eine Sonderausstellung Neuerwerbungen vor. Zwei Lesesäle sind wieder geöffnet. Scheinbarer Alltag. Doch tiefer im großen Gebäude signalisiert zuerst der Geruchssinn, daß Normalität noch weit entfernt liegt. An der Haupttreppe im ersten Stockwerk neben dem bronzenen Sitzbildnis des Akademiemitgliedes Karl Maximowitsch Baer häufen sich angebrannte Zeitschriften zu riesigen Stapeln. Obenauf eine „Iswestija“ von 1919. In den Fluren trocknen Mitarbeiter durchnäßte Bücher mit Hilfe riesiger Heißluftventilatoren. Es geht langsam voran. Viele tausend Publikationen liegen noch in Kühlaggregaten. Ihre Restaurierung steht bevor.

Nach dem Rundgang informiert uns der Sekretär für Auslandsbeziehungen der Akademie, Swetlana Korenewa, über den Brand und seine Folgen. Am Sonntag, dem 14. Februar, schloß die Bibliothek wie üblich um 18 Uhr. Zwei Stunden später ging bei der Feuerwehr die Alarmmeldung ein. Der Brand war aus bisher ungeklärter Ursache im Zeitschriftenlesesaal ausgebrochen und griff von dort schnell auf die oberen Stockwerke über. Neunzehn Stunden benötigten die Feuerwehrleute, um ihn zu löschen. Aufopferungsvoll blieben sie viel länger als erlaubt am Brandherd, trotzten sie Hitze und Rauch.

Die „Trauerliste“ der durch diese Katastrophe verbrannten Bestände ist lang. Besonders arg betroffen ist der nach dem schon erwähnten Akademiemitglied benannte Baer-Fond fremdsprachiger Literatur des 18. bis beginnenden 20. Jahrhunderts. Darunter sind viele seltene, auch einmalige Bücher. Verloren ging die Bibliothek der Apotheken-Kanzlei aus dem 17. Jahrhundert, die Folianten aus der Sammlung der kurländischen Herzöge, wertvolle ehemalige Privatbibliotheken und etwa ein Viertel des zum Teil einmaligen Zeitungsbestandes der Akademiebibliothek. Endgültige Aussagen sind erst nach einer gründlichen Inventur möglich. Vom Löschwasser beschädigt wurden weitere Bestände des Baer-Fonds, die Nachschlagewerke, die Literatur der slawischen und östlichen Sprachen sowie Literatur der Antike.

Nach Bekanntwerden des Brandes setzte am 15. Februar eine beispiellose Rettungsaktion ein. In dem stark verrauchten Gebäude bildeten die Mitarbeiter der Bibliothek eine Menschenkette. Mit Masken vor dem Mund reichten sie heiße, durchfeuchtete Zeitunge

und Bücher in den großen Lesesaal. Da es an Trocknungsmöglichkeiten zunächst fehlte, brachten sie Bügeleisen und Haarföne mit. Akademieinstitute entsandten Mitarbeiter und Trocknungsgeräte. Man trieb Unmengen von Löschpapier auf, und Lehrlinge halfen, die einzelnen Seiten zu trocknen. In zwei Schichten liefen die Bergungsarbeiten. Als das Ausmaß der Katastrophe durch Presse und Fernsehen bekannt wurde, kamen zur Abendschicht und an den Wochenenden bis zu 500 Leningrader. Darunter viele Studenten und Schüler, sogar Urlauber fanden sich ein. Partei und Staatsorgane stellten alle erdenklichen Mittel zur Verfügung. Das Leningrader Wissenschaftliche Zentrum der Akademie der Wissenschaften der UdSSR berief einen Krisenstab, der jetzt alle Rettungsarbeiten koordiniert. Denn der „Brand" geht weiter. Verschiedene Arten von Schimmelpilzen haben die feuchten Bestände befallen. Sachverständige müssen zu Rate gezogen werden.

Ermutigt werden die Leningrader Bibliothekare durch internationale Solidaritätsbekundungen. Viele der über 300 Tauschpartner in 103 Ländern schickten Telegramme mit Hilfsangeboten. Darunter einige der größten Bibliotheken der USA. Diese Unterstützung soll langfristig die Brandverluste durch Kopien ersetzen. Wichtiger ist aber zur Zeit die Restaurierung der angebrannten oder durch Feuchtigkeit beschädigten Raritäten. Hier wäre die Leningrader Akademiebibliothek, auf sich allein gestellt, völlig überfordert. Deshalb hat man die UNESCO um Hilfe gebe-

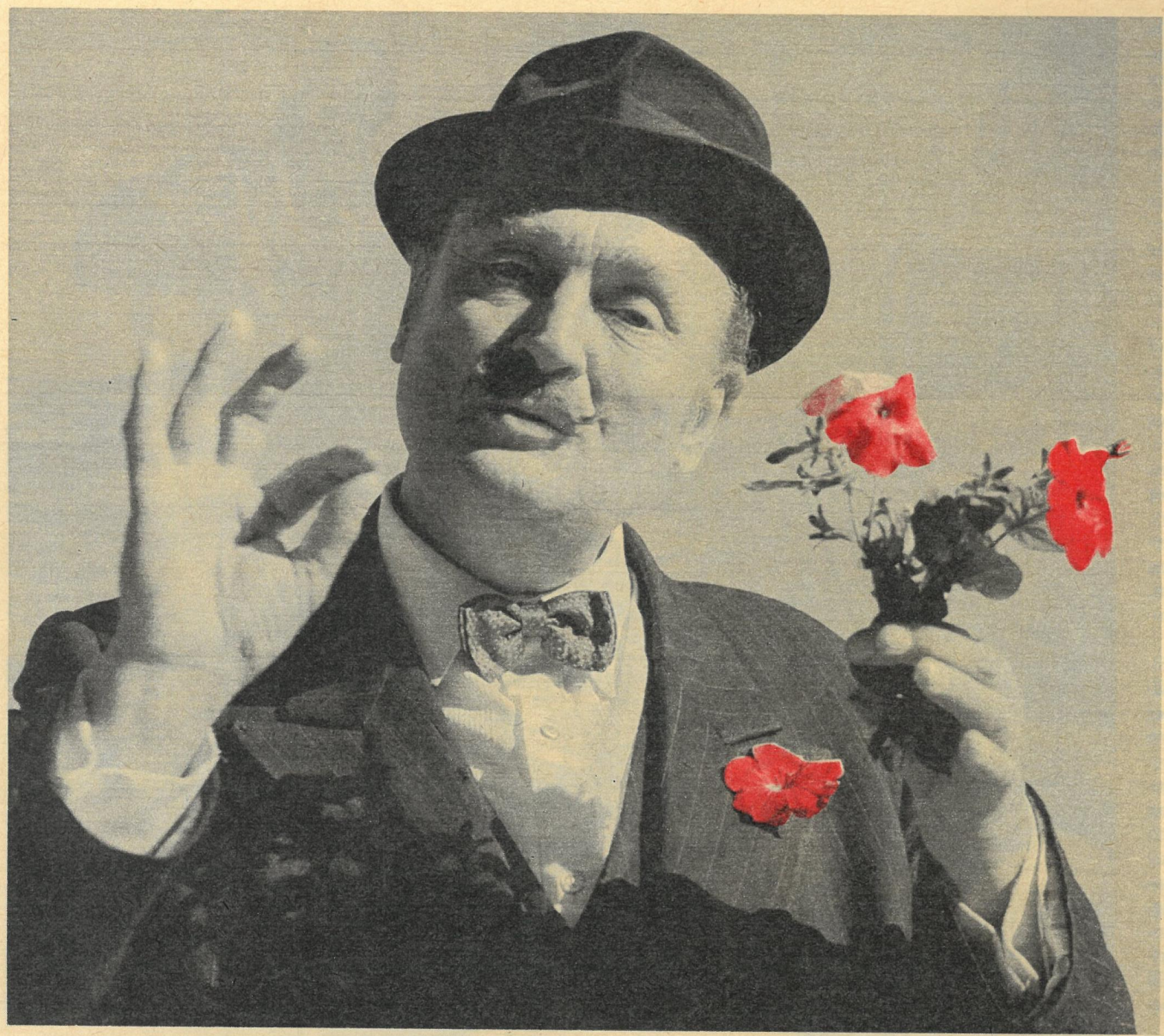
Wertvolle Bestände konnten aus dem wütenden Feuer durch selbstlosen Einsatz der Mitarbeiter rund um die Uhr gerettet werden (links). Bild rechts: das bronzene Denkmal für Karl Maximowitsch Baer.

ten, und das Präsidium der Akademie wird bei den Präsidenten der Akademien der anderen sozialistischen Länder um Unterstützung nachsuchen.

Dieser große Brand wirft auch Fragen auf, wie es um die Sicherheit der Bibliothek bestellt war. Schon vor Jahren hatte Akademiemitglied Dmitri Lichatschow den Mangel an Sicherheitsmaßnahmen kritisiert. Doch nichts sei geschehen. Presseberichte sprechen von Fahrlässigkeit bei der Verwahrung wertvollen Kulturgutes.

Die 1714 durch Peter I. gegründete heutige Akademiebibliothek ist die älteste wissenschaftliche Einrichtung dieser Art in der Sowjetunion. Sie verwahrt etwa 12 Millionen bibliographische Einheiten. Kaum auszudenken wäre der Verlust gewesen, hätte das Feuer den gesamten Bestand mit seinen unersetzbaren Handschriften und Raritäten vernichtet. Viele Beispiele aus der Geschichte belegen, daß bei Bibliotheksbränden oft nur die Grundmauern der Gebäude überstehen. So gesehen, verlief der Brand in Leningrad noch relativ glimpflich. Gegenwärtig erarbeiten Akademiemitarbeiter Projekte für eine elektronische Feuersignalisierung. Sie soll schnellstens in den Bibliotheken mit den wissenschaftlichen Kostbarkeiten des Landes installiert werden.

Utz Hoffmann (Text)
Volkmar Billeb (Foto)



Der Blütenkoch

Beobachtungen bei Dreharbeiten zum neuen Fernsehfilm „Melanios letzte Liebe" – in der Titelrolle Rolf Hoppe

„Erzählen Sie mal etwas über Kaviar!" Diese Bitte braucht keine Wiederholung. Meister Melanio Altolaguirre fängt an, mit Worten zu „kochen". Hin und wieder schließt er die Augen, um sich zu konzentrieren. Das Ganze umrahmt er mit sanften Gesten, ähnlich denen von Dirigenten großer Orchester. „Der Kaviar, das Produkt sublimer Verarbeitung von Fischeiern, aber nicht irgendeines beliebigen Fisches, nein, sondern nur die Eier der Störe und einiger Lachsarten sind von höchstem Adel. Der berühmteste ist ohne Zweifel der Kaviar, den man von den mächtigen Stören gewinnt, die den Don oder das Nekrassow-Delta der Wolga bevölkern... Sehr kalt, in einem doppelwandigen Kelch serviert, damit die zerkleinerten Eisstückchen das Himmlische nicht beflecken, oder als dicker Belag auf einem Toast Mirabeau..."

Der seit drei Jahren arbeitslose einstige Küchenchef erster Nobellokale ist in seinem Element. Vom Essen und Trinken in den verschwenderischsten Formen genüßlich zu parlieren, nichts tut er in seinen Mußestunden lieber, speisen ist für ihn ein Stück Kultur. Weil er mit dem einfühlsamen Pathos eines virtuosen Künstlers so blumenreich

sprechen kann, läuft den mit knurrendem Magen Zuhörenden das Wasser im Munde zusammen. Sein Publikum findet Melanio in der Stellenvermittlung des Büros der Heilsarmee, dort überbrückt er Tag für Tag die öde Wartezeit mit „gehobener Konversation“ über Herkunft, Zubereitung und Verzehr tausenderlei kulinarischer Kostbarkeiten. Jedes Rezept eine Supershow, farbenfroh, verführerisch „duftend“ jongliert er mit den Zutaten, was eine gewisse Ähnlichkeit mit der Arbeit eines Floristen hat. Vorhaltungen, er würde Hungernden einen gutgefüllten Mittagstisch vorgaukeln, widerspricht Melanio im schmeichelnden Ton eines Wanderpredigers: „Vom Essen zu reden ist eine ebenso geistvolle Beschäftigung wie Musik hören, vor allem in unserer Situation…“

So beginnt Omar Saavedra Santis seine Erzählung „Die Kunst des Kochens“. Der vierundvierzigjährige aus Valparaiso stammende chilenische Journalist – einst Chefredakteur der Zeitung „El Popular“ – lebt heute als freischaffender Schriftsteller in Rostock. Er schildert, nicht ohne ironisch-melancholische Züge, wie gefährlich es in einem Land Lateinamerikas sein kann, und meint seine Heimat Chile, wenn da einer die Leute zum Träumen bringt; „denn Leute, die träumen, werden immer nachdenken und nach Formen suchen, ihre Träume zu realisieren.“

Das Fernsehen der DDR hat die Geschichte dieses ungewöhnlichen Kochs in einen wohltuend anregenden und poetischen Film mit dem Titel „Melanios letzte Liebe“ umgesetzt. Unter der Regie von Edgar Kaufmann spielen Schauspieler und Kleindarsteller aus Bulgarien und Ungarn, aus Chile, Äthiopien und der DDR.

Gedreht wurde an den verschiedensten Orten Bulgariens und auch Ungarns, wo die Landschaft als Kulisse durchaus Ähnlichkeiten mit Lateinamerika hat. Entscheidende Szenen entstanden im Park von Baltschik.

Das Haus am Meer, Sitz eines Militärattachés, eine Fete wird vorbereitet, Melanio – durch die Heilsarmee für einen Tagesjob vermittelt – richtet das Luxusbüfett an. Gastgeber und Gäste sind begeistert. Und da der Koch, vor der Schlacht am kalten Büfett auch noch so vollmundig über seine Arbeit philosophieren kann, wird er von der Hausherrin engagiert. In Zukunft soll er vor den Hungernden in den Armenvierteln der Städte „Gastronomische Plaudereien“ abhalten, damit diese ihre Sorgen „vergessen“ mögen. Aber die Leute, die ihm da zuhören, „gewinnen das verfluchte Vertrauen zurück, das nötig ist, um vorwärts zu gehen“ – die Geschichte um den wider Willen zum Helden avancierten Melanio nimmt einen dramatischen Fortgang, um schließlich tragisch zu enden. Sie ist ungewöhnlich, aber Ungewöhnliches passiert Tag für Tag im Lande Pinochets, sagt der chilenische Schauspieler Adolfo Ascor. Rolf Hoppe denkt über seine Rolle so: „Mir gefällt diese Figur, Melanio ist kein Narr, sondern ein Künstler, ein Mensch. Und da er so blumig ‚kochen‘ kann, bin ich darauf gekommen, Melanio könnte der Blütenkoch heißen…“

Helmut Raddatz (Text und Fotos)

Die Rolle des arbeitslosen Maximiliano spielt der im Exil lebende chilenische Schauspieler Adolfo Ascor (links). Szene mit Rolf Hoppe, im bulgarischen Sosopol gedreht.

Alle Schönheiten dieser Welt

3

Kleine Geschichten über Bücher

von Jaroslav Seifert

Máchas „Mai“

Ich trank gerade in der Marienbader Kolonnade gemächlich ein Glas Rudolfsquelle, als ein jüngerer Mann auf mich zutrat und sich vorstellte. Er war Mitarbeiter eines hiesigen Kulturbetriebes. In Marienbad lebte er schon lange, hatte hier manches gesehen und erlebt. Unter anderem erinnerte er sich, wie die im nahen Kloster Teplá einquartierten Soldaten die Privatbibliotheken der Mönche liquidiert hatten. Sie warfen die Bücher aus dem Fenster auf eine Rutsche, die auf einem Lastauto endete. War der Wagen bis oben voll, fuhr er irgendwohin. Doch mußte er durch ein Viertel am Rand von Marienbad. Auf dem holprigen Pflaster rukkelte es, und die Bücher fielen in den Dreck. Die Leute sammelten sie auf. Er hob Šmilovskýs „Gevatter Rozumec“ auf, ein Bekannter aber bückte sich und rettete Máchas „Mai“. Eine Erstausgabe! Er erkannte gleich, welch eine Rarität das war, und wußte damit etwas anzufangen.

Habent sua fata libelli*, wie Terentius Maurus einst sagte, obwohl es damals noch keine Bibliophilen gab wie heute.

Ich bin auch billig zu diesem Buch gekommen, doch ahnte ich nichts von seinem Wert. Ein Bekannter aus Žižkov gab es mir. Rameš hieß er. Ein braver Mann, aber völlig amusisch. Er wußte gar nicht, was für ein literarisches Kleinod bei ihm zu Hause herumlag. Ich verlor Rameš bald aus den Augen. Was mit ihm war, weiß ich nicht. Ich erfuhr später nur, er habe sich mit einem Karabiner erschossen, den Abzug habe er mit dem Zeh betätigt. Ab und zu besuche ich den guten alten Anarchisten und Verleger Michael Kácha. Als ich ihm stolz das Buch zeigte, riet er mir, es einem Antiquar vorzulegen. Das tat ich. Der Antiquar warf einen flüchtigen Blick auf das Buch und bot zehn Kronen. Ich sagte, ich wolle das Buch nicht verkaufen.

Längere Zeit danach las ich in der Museumsbibliothek die „Moderní revue“ und entdeckte in einer Nummer zufällig die kleine Anzeige eines unbekannten Sammlers, der alte und vergriffene Bücher suchte, darunter die Erstausgabe von Máchas „Mai“.

Ich steckte das Buch in die Tasche und ging zur Redaktion der „Moderní revue“. Arnošt Procházka begrüßte mich etwas mißmutig. Er war schon krank. Erst als ich ihm das Buch zeigte, wurde er freundlicher. Er hatte wohl befürchtet, ich brächte ihm Gedichte. Als er sich das Buch angesehen hatte, sagte er freimütig, ich könnte es anderswo vielleicht besser verkaufen, aber er sei außerstande, mir dafür mehr als zweihundert Kronen zu geben. Die Freimütigkeit rührte mich ein wenig, und ich überließ ihm das Buch. Ich mochte nicht ständig daran denken, sollte er es ruhig haben. Er war ein Dichter, ihm gebührte es. Doch sein Buch „Freudenhaus der Seele“ gefiel mir nicht.

Bald darauf starb Arnošt Procházka. Da er keine Erben hatte, oder es mag auch sein, da es mehrere Erben waren, kam seine Bibliothek beim ehrenwerten Herrn Zink unter den Hammer.

Ein paar Tage später berichtete mir S. K. Neumann, auf Zinks Auktion sei eine Erstausgabe des „Mai“ für 3600 Kronen verkauft worden. Ein Beauftragter habe sie für den Direktor der Živnobanka, Preiss, ersteigert. Neumann fragte, ob ich den „Mai“ noch hätte.

Insgeheim schluchzte ich auf, und mir war sehr, sehr traurig zumute. Doch es wurde Frühling, der Flieder blühte auf, und überall duftete es. Ich ging auf den Petřín. Als ich zu Máchas Denkmal kam, beklagte ich mich bei dem schreibenden Dichter über diese Dummheit, die ich aus ungeduldiger Geldgier begangen hatte.

„Macht nichts“, meinte Mácha, nachdem er den Blick vom Papier gehoben hatte. Und ohne die Feder aus der Hand zu legen, fuhr er fort: „Ich schenke dir dafür diesen ganzen Garten. Er ist dein! Und alle Bänke dazu. Du wirst sie bestimmt brauchen.“

Die „Großmutter“ von Božena Němcová

Ich habe eine Menge guter Bekannter und recht viele Kameraden gehabt, doch nur drei Freunde fürs Leben. Der letzte und älteste von ihnen war der Dichter Josef Palivec. Er besuchte uns jeden Dienstag, sofern er nicht bei seiner Tochter Nisetka in Genf war. Palivec war ein vermögender Mann. Als er zum zweitenmal heiratete – die Schwester der Brüder Čapek, Helena –, bekam er von seinem Bruder Václav eine Million Kronen als Hochzeitsgeschenk. Das war damals eine schöne Summe.

Noch vor dem Krieg hatte er einen Band hinreißend schöner Verse geschrieben und Gedichte Valérys übersetzt. Seine Übersetzungen sind fast so vollkommen wie das Original. Wenn ich „fast“ sage, meine ich den Unterschied zwischen dem Französischen und dem Tschechischen. Das Tschechische ist doch eine ganz andere Sprache. Aber den Übersetzungen schadet das nicht allzuviel.

Unter den neuen Verhältnissen vermißte Palivec nur schmerzlich, daß er sich keine teuren Bücher kaufen konnte. Er trug auch schwer daran, daß er seinen Freunden keine ungewöhnlichen Geschenke mehr machen konnte. Das war nämlich eine seiner großen Freuden gewesen.

Für Halas, bei dessen Hochzeit er Trauzeuge war, wollte er unbedingt eine mit Brillanten besetzte goldene Taschenuhr kaufen, in deren Deckel eine Rose eingraviert war; damals trug man solche Uhren in der Westentasche. Doch Halas ließ sich lieber einen Kühlschrank schenken.

Palivec schrieb nicht nur Gedichte; er verstand auch außerordentlich viel von Lyrik. Dabei hatte er einen gewissen Vorteil. Es kann vorkommen, daß sogar ein großer Kritiker einen Dichter verkennt, einem Dichter hingegen kann das nicht passieren. Zudem besaß Palivec eine profunde und umfassende Bildung. Fast an der Schwelle des Alters nahm er sich vor, den Doktor der Jurisprudenz zu machen. Die Examinatoren staunten über seine Kenntnisse. Er bestand die Prüfung glänzend.

Bei seiner Tochter Nisetka, die einen der drei Söhne Igor Strawinskys geheiratet hatte und die übrigens eine sehr interessante und schöne Frau war, lernte er die Exkönigin von Italien kennen. Er korrespondierte mit ihr. Palivec und Polan waren nämlich unsere letzten Autoren, die formal schöne und literarisch wertvolle Briefe schreiben konnten. Palivec las mir einen seiner Briefe vor, in dem er das herrliche Volkslied „Am Katharinentag“ für sie ins Französische übersetzt hatte. Wegen dieser Strophe:

Die Königin schrieb
ein Briefchen und bat:
Ach, lieber Jüngling,
sei mein Soldat.

Die Königin hatte Palivec anvertraut, sie sei überglücklich gewesen, als sie nicht nur ihre königlichen, sondern auch ihre ehelichen Pflichten los wurde, die ihr eine Last gewesen waren. Von ihrem Schicksal hat sie in lesenswerten Memoiren berichtet. Der Brief

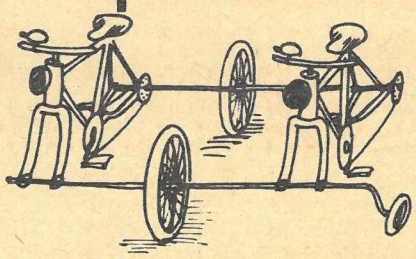
Jaroslav Seifert (1901–1986) wurde vor allem durch sein poetisches Werk, für das er 1984 den Nobelpreis erhielt, weit über seine tschechische Heimat hinaus bekannt. Sein Gedicht „Alle Schönheiten der Welt“ gab einem Band Geschichten und Erinnerungen den Titel, den er kurz vor seinem Tode veröffentlichte und der jetzt in der Übersetzung von Eckhard Thiele im Aufbau-Verlag erscheint. Er widmet Menschen, denen er in fast einem Jahrhundert begegnete, auf seine ganz private Art freundliche, liebevolle Nachrede und läßt uns teilhaben an der Wärme, mit der er sie durch seine Erinnerungen für uns aufbewahrt.

von Palivec war ein Meisterstück dieser untergehenden Kunst des Briefeschreibens. Er war entzükkend.
Aus Paris, wo Palivec während der Ersten Republik Kulturattaché bei unserer Gesandtschaft war, stammten einige wertvolle Bekanntschaften und ein Haufen wertvoller Bücher, den er in Prag ergänzte. Als er sein Vermögen verlor, hatte er kein Geld mehr für schöne Drucke und war unglücklich. Die Bücher, nach denen er sich sehnte, entschwanden seinen Blicken.
Eines Dienstags besuchte er uns wie gewöhnlich, doch er war besonders niedergedrückt. Im Schaufenster eines Antiquariats hatte er eine tadellos erhaltene Erstausgabe der „Großmutter“ von Božena Němcová gesehen. Sein Herz schlug höher. Doch als er den Preis erfuhr, erlosch seine Freude. Er jammerte, daß ihm, bevor er die Summe auftreibe, gewiß jemand das Buch wegschnappen werde. Er war bereit, einen ganzen Monat aufs Mittagessen zu verzichten. Aber das hätte längst nicht gereicht. Und es war ein Buch, nach dem er sich schon lange, lange sehnte.
Gleich am nächsten Morgen ging ich los und kaufte das Buch für ihn, und als er eine Woche später kam, legte ich es ihm auf den Tisch. Ich bat ihn, es als Geschenk anzunehmen. Er war überrascht, denn er hatte mir gerade mitteilen wollen, das Buch sei aus dem Schaufenster verschwunden. Dann zierte er sich. Er wollte es nicht annehmen, und ich mußte ihm lange zureden. Er war stolz. Doch als er das Buch in die Hand nahm und aufschlug, hatte ich keinen Zweifel mehr. Schließlich nahm er das Buch und war glücklich.
Er streichelte die Buchdeckel, betrachtete Seite für Seite.
„Vielleicht hat die Němcová es in der Hand gehabt und mit ihren schönen, langen, mageren Fingern gehalten. Was wissen wir!“
Wieder betrachtete er das Buch, blätterte darin, verweilte hier und da und las, als läse er in einem Gebetbuch. Dann wickelte er es sorgfältig wieder ein, verstaute es in seiner Aktentasche und sagte: „Ich werde es erst abends liebkosen.“
Als er aufbrach, stieg er vorsichtig Stufe um Stufe die Treppe hinunter. Er war schon weit über achtzig. Und als er aus dem Haus trat und meinen Blicken entschwand, sagte ich mir: Ein glücklicher Mensch.

Nerudas „Schlichte Motive“

Der Verband der tschechischen Bibliophilen – einer der wenigen Verbände, die in unserem Staat überlebt haben – zählt mich zu seinen Mitgliedern. Darüber bin ich ganz froh. Gelegentlich besucht mich einer der Bücherfreunde. In der Regel, um sich ein Buch signieren zu lassen. Ein paarmal klopfte auch Jaroslav Knytl, ein altes Verbandsmitglied, bei uns an. Das Gehen machte ihm bereits Mühe. Wir wohnen auf einem Berg, und es tat mir leid, daß der Weg für ihn so beschwerlich war. Aber wir unterhielten uns immer gern über Bücher. Häufig klagte er, was aus seiner Bibliothek werden solle, wenn er sterbe. Ein Wort gab das andere, und Knytl fragte mich ganz zaghaft, ob ich ihm nicht die „Poetischen Gespräche“ abkaufen wolle. Er besitze sie komplett, nur der fünfte Band fehle, Nerudas „Schlichte Motive“. Doch versprach er, den Band noch zu besorgen. Die „Poetischen Gespräche“ nahm ich ihm gern ab. Er war froh darüber. Mit Büchern ist es wie mit Hunden. Wer sie ungern weggibt, ist glücklich, wenn sie in gute Hände kommen.
Die „Schlichten Motive“ besorgte er mir nicht mehr. Er starb. Ich bin kein Sammler, habe nie im Leben etwas gesammelt, doch die unvollständige Reihe mißfiel mir. Viele Gedichtbände werde ich nie mehr lesen. Aber ich hänge an ihnen. Ich sage mir, in ihnen lebt etwas von Nerudas Welt. Auf ihre Weise sind sie auch schön. Und sie sind schon über hundert Jahre alt.
Ich suchte die „Schlichten Motive“ ebenfalls vergebens. Sie enthalten viele schöne Sachen; am meisten liebe ich das für Neruda so bezeichnende und schmerzliche „So sachte – so traurig – so einsam, allein“.
Mit den unvollständigen „Gesprächen“ wollte ich mich nicht abfinden.
Eines Sonntags, am frühen Vormittag, rief mich ein Mädchen an. Ihre Stimme klang angenehm. Sie sei achtzehn, schreibe Gedichte und hätte gern meine Meinung erfahren, auch einen Rat, ob sie weiter schreiben solle oder nicht.
So etwas habe ich häufig gehört, dieses Lied kenne ich gut. Aber einem jungen Mädchen so einen kleinen Wunsch abzuschlagen ist nicht meine Art. Ich sagte, sie solle kommen. Und sie kam.
Ein Mädchen wie eine Maiblume, ganz schüchtern. Sie hielt ein zusammengerolltes Heft in der Hand. Ich versprach ihr, die Verse zu lesen, und als ich ihr in die Augen geschaut hatte, fügte ich hinzu, daß ich sie wirklich gern und noch heute lesen werde. Das war gar nicht mal gelogen. So schön war das Mädchen. Ich bat sie, in einer Woche wiederzukommen.
Nach einer Woche kam sie, wie ein Wirbelwind. Es fiel mir nicht leicht, ihr zu erklären, was sie da schreibe, seien keine Gedichte, und ihr zu raten, das Verseschmieden lieber aufzugeben. Mühsam suchte ich nach Worten. Ich nahm an, sie würde böse oder zumindest traurig sein. Aber nichts dergleichen. Sie gestand, daß ihr die Verse mehr Qual als Freude bereitet hatten, und sagte, sie werde nicht weiterschreiben, doch bat sie mich um einen Rat, was sie tun solle.
Da einiges, was sie geschrieben hatte, Liebesgedichte sein sollten, riet ich ihr, sich einen hübschen Burschen zu suchen und sich bis über beide Ohren in ihn zu verlieben. Das werde sie so beschäftigen, daß sie die Gedichte vergesse.
Still ging sie.
Das Mädchen und ihren Namen hatte ich schon fast vergessen, als ich eine Heiratsanzeige bekam. Sie hatte sich meinen Rat zu Herzen genommen und befolgt. Ich schrieb ihr einen Glückwunsch und fügte ein paar Gelegenheitsverse hinzu. Dabei dachte ich an ihr reizendes Gesicht.
Am Tag nach der Hochzeit besuchte sie uns. Glücklich und strahlend. Sie brachte mir einen Rosenstrauß, eine Schachtel voll Hochzeitskuchen. Ein wenig ungeduldig bat sie mich, auch in das Päckchen hineinzuschauen. Sie fürchte, mich womöglich zu beleidigen. Ich wikkelte das Päckchen aus: Es enthielt drei alte Bücher. Als ihre Großmutter gestorben war, hatten sie die Bücher in einer Zuckerschachtel im Kleiderschrank gefunden. Der vertraute angenehme Geruch alter ungelesener Bücher schlug mir entgegen. Es waren die unselige Litomyšler Ausgabe der „Großmutter“, erschienen im Verlag Augusta, Máchas „Mai“, 1862, von I. L. Kober herausgegeben, und der fünfte Band der „Poetischen Gespräche“, Nerudas „Schlichte Motive“.
Ich versicherte ihr von Herzen, daß ich mich sehr freue, und fragte schüchtern, ob ich ihr für alles einen freundschaftlichen Kuß geben dürfe. Bereitwillig bot sie mir ihre jungen Lippen.
Sie ahnte nicht, daß es ihre erste Untreue war.

* (lat.) Bücher haben ihre Schicksale



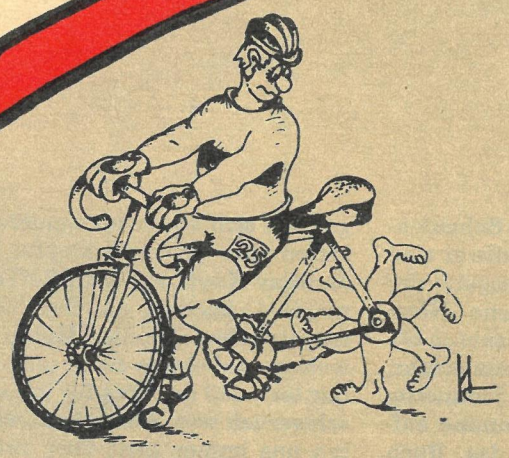
Wer niemals fühlte per Pedal,
dem ist die Welt ein Jammertal!
Ich radle, radle, radle.

Richard Dehmel

Ich ziehe die Fortbewegung des ganzen Körpers der Fortbewegung des Gehirns vor und laß mich lieber umherwirbeln, als daß es mir im Kopfe wirbelt.

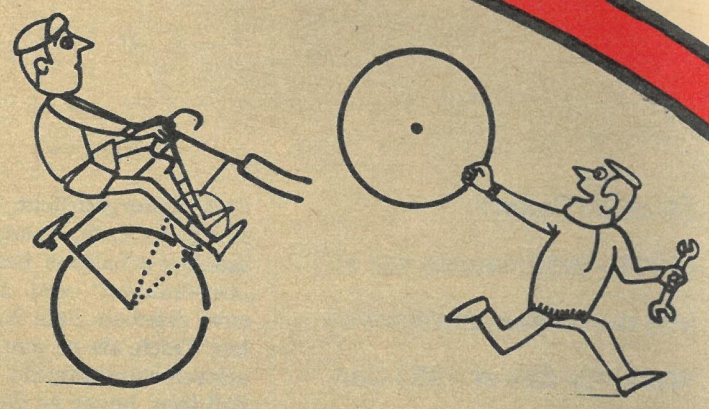
Alexander Herzen

Surowzew, Woronesh



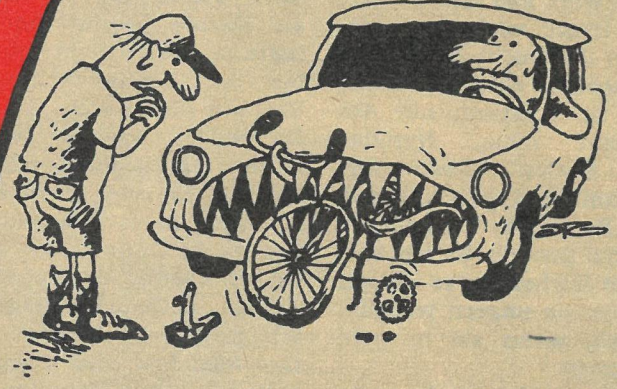
Mit der Zeit geht es sich besser.

Kaszmarczyk, Warschau



Es rennt ein Rad dem anderen nach, keins holt das andere ein.

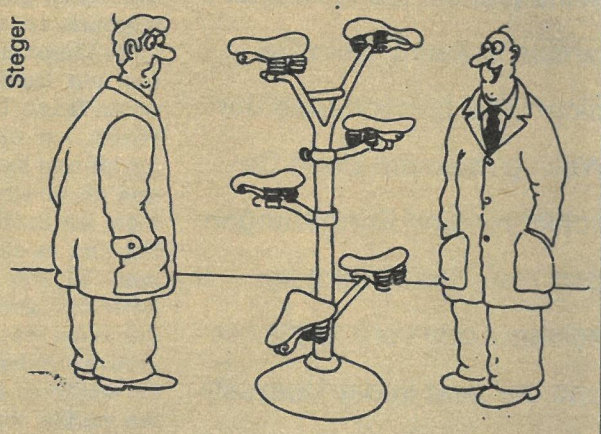
Tesler, Moskau



Auf dem Weg zum Glück ist mit Gegenverkehr zu rechnen.

Der echte Radelberger
Schneck von Burgstett

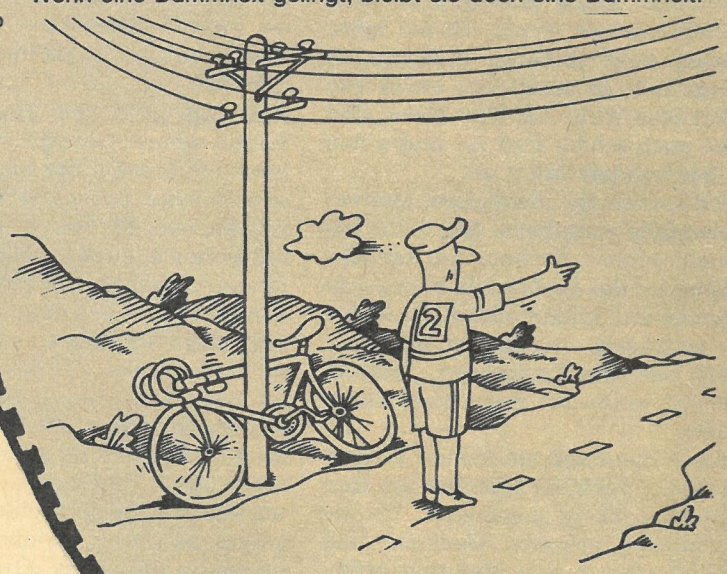
Steger



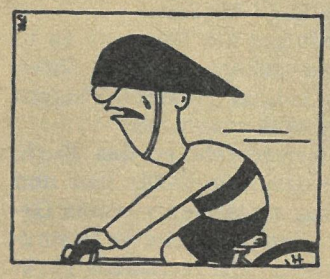
„Endlich eine raumsparende Sitzgruppe!"

Wenn eine Dummheit gelingt, bleibt sie doch eine Dummheit.

Daniel, Prag

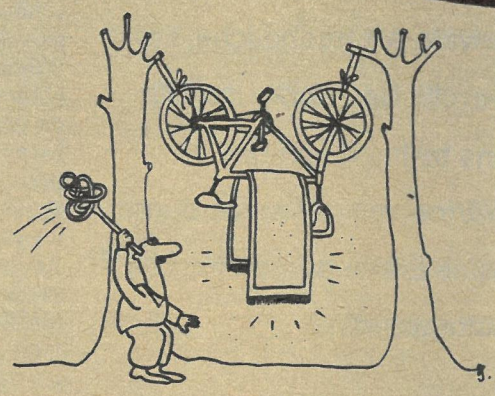


Rückmann



Neu auf unseren Straßen: der aerodynamische Helm

Schneider

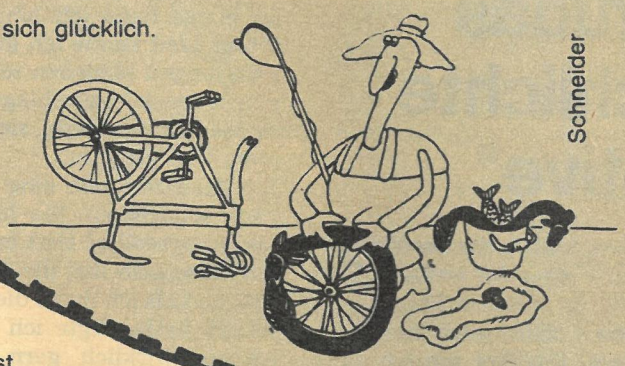


Wenn die Nachtigallen aufhören zu schlagen, fangen die Grillen an zu zirpen.

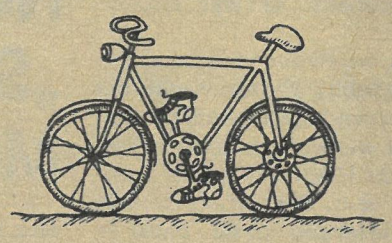
Sports-freund
Der Fakt
ist unumstritten:
Mitunter
trügt der Schein.
Auch einer
mit schönem Schlitten
kann durchaus
Radfahrer sein.

R. Pöhlig

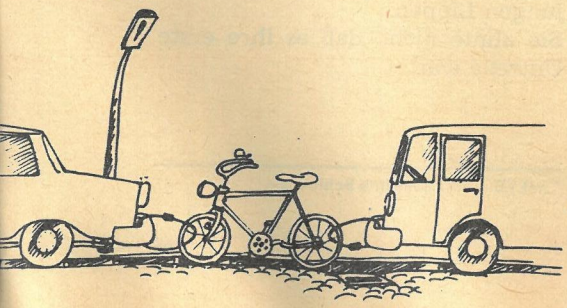
Wer hat, der preise sich glücklich.



Schneider



Radev, Sofia



Was rund ist,
will sich drehen.

Acht: Was man zu heftig fühlt, fühlt man nicht allzulang. J. W. v. Goethe

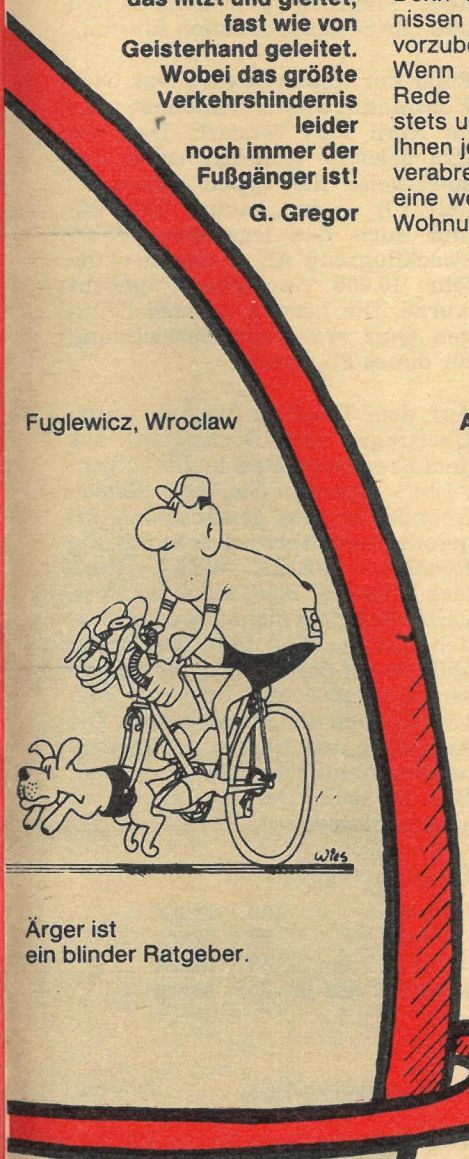
Bremsklötze: Steine erwecken keine Sympathie. M. Gorki **Krampf:** Wer

Im Wege

**In aller Welt
rollt gleichermaßen
die Technik
heut auf allen Straßen.
Das saust und braust,
das flitzt und gleitet,
fast wie von
Geisterhand geleitet.
Wobei das größte
Verkehrshindernis
leider
noch immer der
Fußgänger ist!**

G. Gregor

Fuglewicz, Wroclaw



Ärger ist
ein blinder Ratgeber.

Magda Kertész/Ungarn

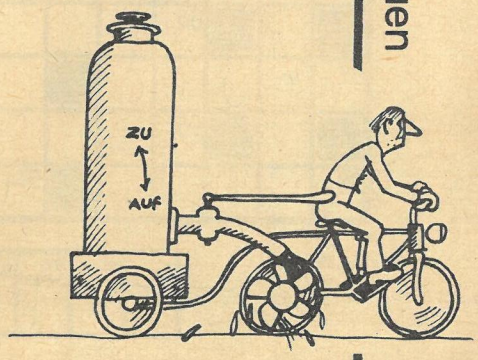
Warum sind die Männer unpünktlich?

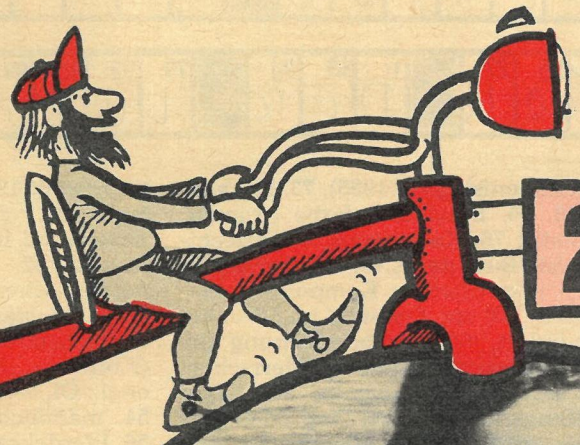
Die Unpünktlichkeit äußert sich am auffälligsten in der Reparatur- und Dienstleistungstätigkeit des Mannes. Denn um allen Mißverständnissen und Zweideutigkeiten vorzubeugen, sei festgestellt: Wenn von Handwerkern die Rede ist, handelt es sich stets um Männer! Oder ist es Ihnen jemals passiert, daß zur verabredeten Zeit bei Ihnen eine weibliche Person an der Wohnungstür klingelte, um das Gas, das Radio, den Fernseher, das Telefon, die Schreibmaschine, die Heizung, die Waschmaschine zu reparieren? Wessen Auto, Motorrad, Fahrrad, Hubschrauber wurde jemals von einer Spezialistin und nicht von einem Spezialisten repariert? Die vielfältige Unpünktlichkeit der Dienstleister kann man ruhig auf das gesamte männliche Geschlecht beziehen. Unpünktlichkeit ist eine Eigenschaft, die den tiefsten Tiefen der Männerseele entspringt. Während jedoch die Mehrheit der Männer gezwungen ist, ihre Unpünktlichkeit am Schreibtisch oder an der Werkbank zu unterdrücken, kann der Dienstleister sie frei und hemmungslos ausleben, da ihm die andere Seite – die Kundschaft – völlig ausgeliefert ist. Und nun: Warum sind die Dienstleister – und die Männer im allgemeinen – unpünktlich? Mit dieser Eigenschaft der Männer hängt ihre ungestüme Freiheitsliebe aufs engste zusammen. In jedem Mann wohnt ein Garibaldi. Die Männer wachen sorgsam darüber, daß ihre Freiheitsrechte durch nichts geschmälert werden. Sie soll man nicht ausfragen, wann, wo und wie… Lohengrins Versprechen an Elsa von Brabant, er werde nicht auf ihren Namen und ihre Herkunft drängen, ist ein typischer Charakterzug des Mannes. Den Dienstleister erfüllt es mit dem glücklichen Bewußtsein der individuellen Freiheit, daß er nicht bei X. den Gasherd repariert, sondern statt dessen unter den Bäumen der Margareteninsel ruht und – symbolisch – die ganze Welt umarmt, oder in einem dunklen Kino sitzt und – weniger symbolisch – Mancika umarmt. – Warum sind die Dienstleister – und die Männer im allgemeinen – noch unpünktlich? Männer haben eine Seele und infolgedessen ein Innenleben. Im Trubel des grauen Alltags ist der Durchschnittsmann genötigt, seine Seele und sein Innenleben zu verdrängen. Wie gern spränge er jubelnd vor Glück bis an die Wolken, wie gern wälzte er sich mit unterdrückten Tränen auf seinem geliebten alten Sofa – nichts ist, er muß mit blutender oder jubelnder Seele an der Maschine stehen oder am Schreibtisch sitzen. Nicht so der Dienstleister. Besorgt lauscht er nach innen, nach allen geheimen Schwingungen seiner Seele. Und wenn sein Innenleben danach verlangt, streckt er sich ächzend auf dem Sofa aus oder springt jubilierend bis zum Himmel empor. Je nach den Schwingungen seiner Seele. Statt seine grauen Dienste zu leisten.

Aus: „Der gespaltene Direktor", Eulenspiegel Verlag Berlin

Karl Valentin:

**Mein Prinzip
wäre folgendes:
Am Montag dürfen nur
Radfahrer fahren, am
Dienstag nur
Automobile,
am Mittwoch
nur Droschken,
am Donnerstag nur
Lastautos,
am Freitag nur
Straßenbahnen, am
Samstag nur Bierfuhrwerke.
Die Sonn- und
Feiertage sind
nur für Fußgänger. Auf diese
Weise könnte nie
mehr ein Mensch
überfahren
werden.**





Sitzbeschwerden: Hinter jedem neuen Hügel dehnt sich die Unendlichkeit. W. Busch

2 Wochenspruch

**Solange der Mensch
strampelt, bleibt
er jung.**

**Unbeschreibliche
Ergötzung,
Wenn du dich
zum Sattel hebst.
Freilauf…
Doppelübersetzung…
Und du rollst,
als wennste schwebst.**

Alfred Kerr

Radwanderers Nachtlied
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin,
mein Trabi aus uralten Zeiten,
der geht mir nicht aus dem Sinn.

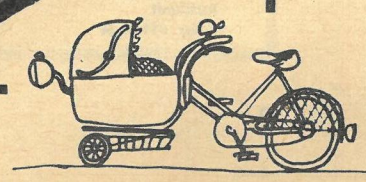
nach Heinrich Heine

Göbinger

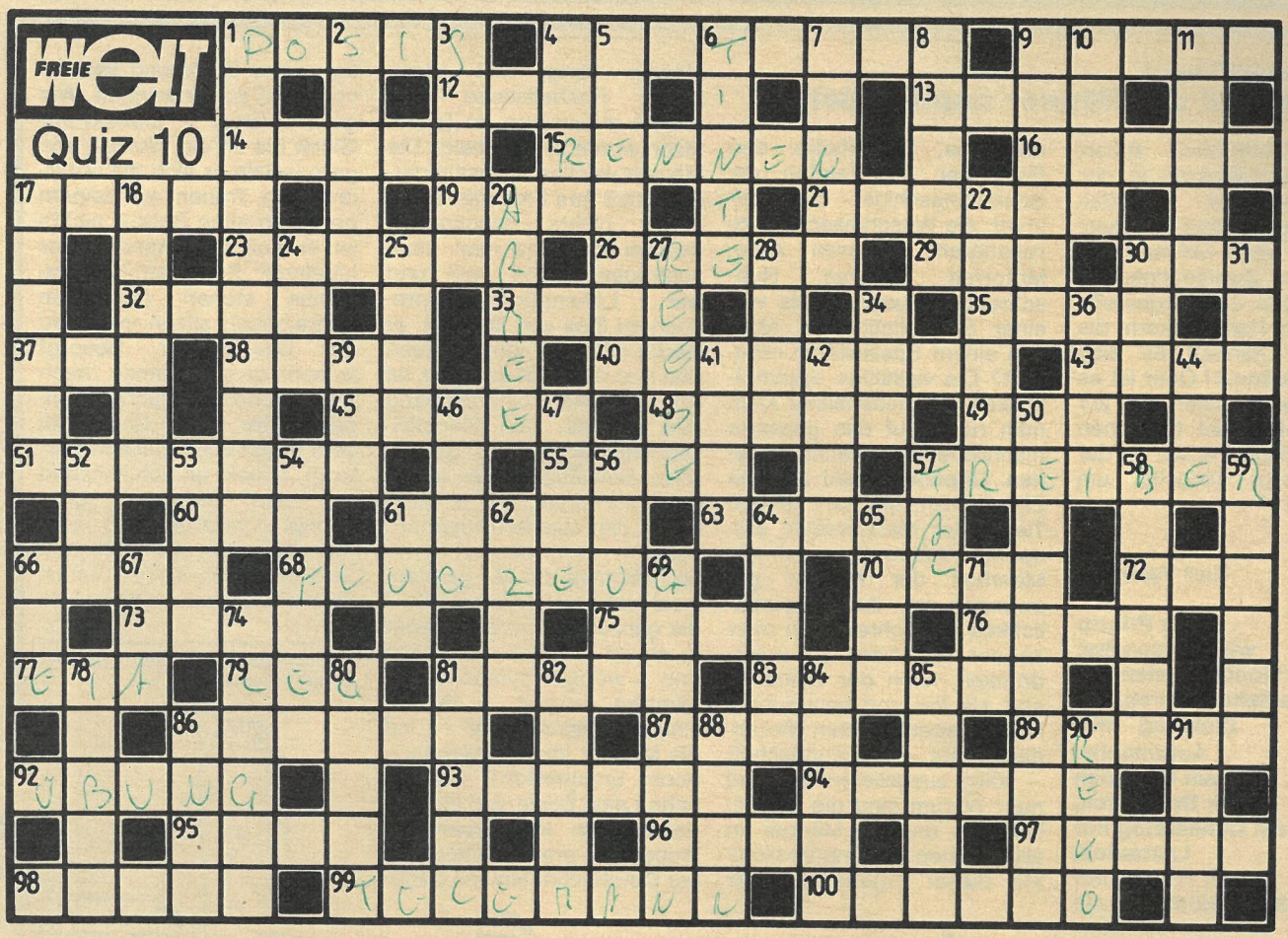
Rolling home: Gezeter hilft nicht aus dem Straßenloch. sorbisch

Bremsen –
bevor man aus dem Rahmen fällt!
raten Karin Kopp,
Hannes Schreiber (Redaktion) und
Martin Kotsch (Grafik).

In die Pedale tritt,
wen Helena erwartet oder
wem Xanthippe nachsetzt.



ans Ziel getragen wurde, darf nicht glauben, es erreicht zu haben. M. v. Ebner-Eschenbach



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. zugemessene Arzneigabe, 4. Teil des Flugzeuges am Ende des Rumpfes, 9. Landschaft zwischen Theiß, Donau und Südkarpaten, 12. überschwenglich verehrter Mensch, 13. Fluß im Fernen Osten der Sowjetunion, 14. schmaler, steiler Weg, 15. sportlicher Wettkampf, Fahr- oder Laufwettbewerb, 16. früher Vereinigung von Handwerkern oder Kaufleuten, 17. österreichischer Dichter aus Prag (gest. 1926), 19. männlicher Vorname, 21. Bewegungslosigkeit, 23. zuckerhaltige Pflanzenabsonderung, 26. Fluß in Mittelengland, 29. weiblicher Vorname, 30. polnischer Autor utopischer Literatur, 32. Fluß auf der Pyrenäenhalbinsel, 33. die dunkel erscheinenden Mondoberflächen, 35. Gedanke, Einfall, 37. alte lettische Währungseinheit, 38. starke Zweige, 40. Luftverkehrsgesellschaft der UdSSR, 43. Baumwollgewebe, Verbandsmaterial, 45. zentrales sowjetisches Pionierlager auf der Krim, 48. Soll, Schuld (Bankw.), 49. Lebensbund, 51. törichtes Gerede, Unsinn, 55. Vorzeichen guter oder böser Bedeutung, 57. Helfer bei der Jagd, 60. Flächeneinheit in der Schweiz, 61. weiblicher Vorname, 63. Hafenstadt in Japan, 66. Luftreise, 68. Luftverkehrsmittel, 70. vergletschertes Gebirge in Kirgisien, 72. tschechischer Komponist (gest. 1935), 73. Kochgefäß, 75. Spielkartenfarbe (französ. Blatt), 76. Kartenspiel, 77. griechischer Buchstabe, 79. Windschatten, 81. norwegischer Komponist (gest. 1907), 83. ein Kunststil im 18. Jahrhundert, 86. Kurzbezeichnung für Sanitätskraftwagen, 87. Herrscherklasse im Feudalismus, 89. kleine Menge, die mit zwei Fingern gegriffen wird, 92. das Wiederholen zur Leistungssteigerung, 93. spanischer Tanz, 94. Seevogel, 95. Riese im französischen Märchen, 96. Ausweglosigkeit, 97. Aufsehen, Skandal, 98. Versuch, Test, 99. großer deutscher Komponist (gest. 1767), 100. Zahl (veraltet).

Senkrecht: 1. Militärflugzeug, 2. Unterhautfettgewebe des Schweines, 3. griechischer Buchstabe, 4. Halbaffe, 5. Oper von Richard Strauss, 6. Schreibflüssigkeit, 7. Würde, Gesetztheit, 8. künstlich angelegter Wasserweg, 9. Teil des Fahrwerks der Flugzeuge, 10. Opernlied, 11. Arbeiterführer, Kampfgefährte Thälmanns (1936 ermordet), 17. Bezeichnung für die AN 24, 18. Volk in der Sowjetunion, 20. größte Militäreinheit, 22. Pferdesportler, 24. Göttin der Morgenröte (griech. Mythol.), 25. Lebewesen, 27. Schiffsliegeplatz vor dem Hafen, 28. chemisches Element, Metall, 30. Löwe (dichter.), 31. sowjetischer Hubschrauberkonstrukteur (gest. 1979), 34. Frauenstimmlage, 36. Stadt in China, 39. Küstenfluß in Sibirien, 41. Fluß in Italien, 42. Feinwaschmittel, 44. norwegischer Mathematiker (gest. 1899), 46. starres Rinderfett, 47. gebälktragende Frauenfigur (Kunstw.), 50. Hubschrauber, 52. engl.: Öl, 53. gekörntes Stärkemehl, 54. männlicher Verwandter (Mz.), 56. Pferdekrankheit, 57. ehemaliger Schachweltmeister der UdSSR, 58. Felsengruppe im Elbsandsteingebirge, 59. Flugkörper, Geschoß, 61. weibliches Haustier, 62. Himmelsblau, 64. Gardine, 65. Sammelbezeichnung für Kalziumkarbonat, 66. Märchenwesen, 67. Skulptur im Naumburger Dom, 69. sowjetischer Kosmonaut und Testpilot (1968 verunglückt), 71. Abkürzung für Armeesportklub, 74. Rasenstück zur Düngung (norddt.), 78. Fluß durch Rom, 80. Kursunterschied (Bankw.), 81. Teil des Eßbestecks, 82. mohammedanische Religion, 84. Stadt in der Schweiz, 85. Makel, übler Beigeschmack (veraltet), 86. blasierter Mensch, 88. spitzer Pflanzenteil, 90. Kurzbezeichnung für Rekonstruktion, 91. gut spaltbares Mineral.

Die zivile Luftfahrt begann in der Sowjetunion 1923 mit der Eröffnung der Fluglinie Moskau–Nishni Nowgorod (heute Gorki). Derzeit sind mehr als 3500 Städte und Siedlungen der UdSSR mit dem Flugzeug erreichbar. Fast 100 Länder werden von der Sowjetunion angeflogen, womit dieses Land über das längste Flugnetz der Erde verfügt. Um das zu erreichen, war es notwendig, daß die sowjetischen Flugzeugkonstrukteure immer wieder neue Flugzeugtypen konzipierten und zur Serienproduktion führten.

Einer der Konstrukteure war Oleg Konstantinowitsch Antonow, der im April 1984 verstarb. Das von ihm geleitete Kollektiv schuf beispielsweise die Typen „Ukraina“ (AN 10) sowie „Antäus“ (AN 22) und auch das legendäre Mehrzweckflugzeug AN 2, das in ungefähr 10 000 Exemplaren gebaut wurde. Die Lösung unseres heutigen Quiz ergibt die Bezeichnung für dieses Flugzeug.

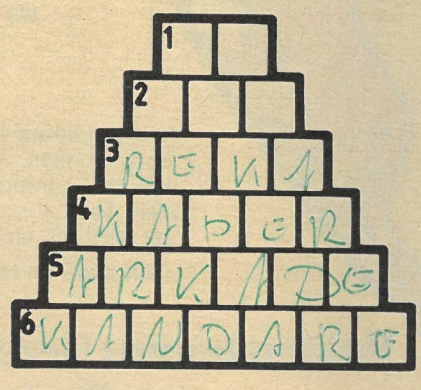
Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 10 auf der Karte nicht vergessen. Einsendeschluß ist der 25. Mai 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 13/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis je	25,– Mark

Rätselpyramide

Von Zeile zu Zeile ist jeweils ein Buchstabe hinzuzufügen und durch Schütteln der gesuchte neue Begriff zu bilden: 1. ungarischer Maler und Grafiker (gest. 1975), 2. Schicksalsgöttin (griech. Mythol.), 3. jugoslawischer Karstfluß, 4. Stamm von Nachwuchskräften, 5. von Säulen oder Pfeilern getragener Bogen, 6. Teil der Pferdezäumung.



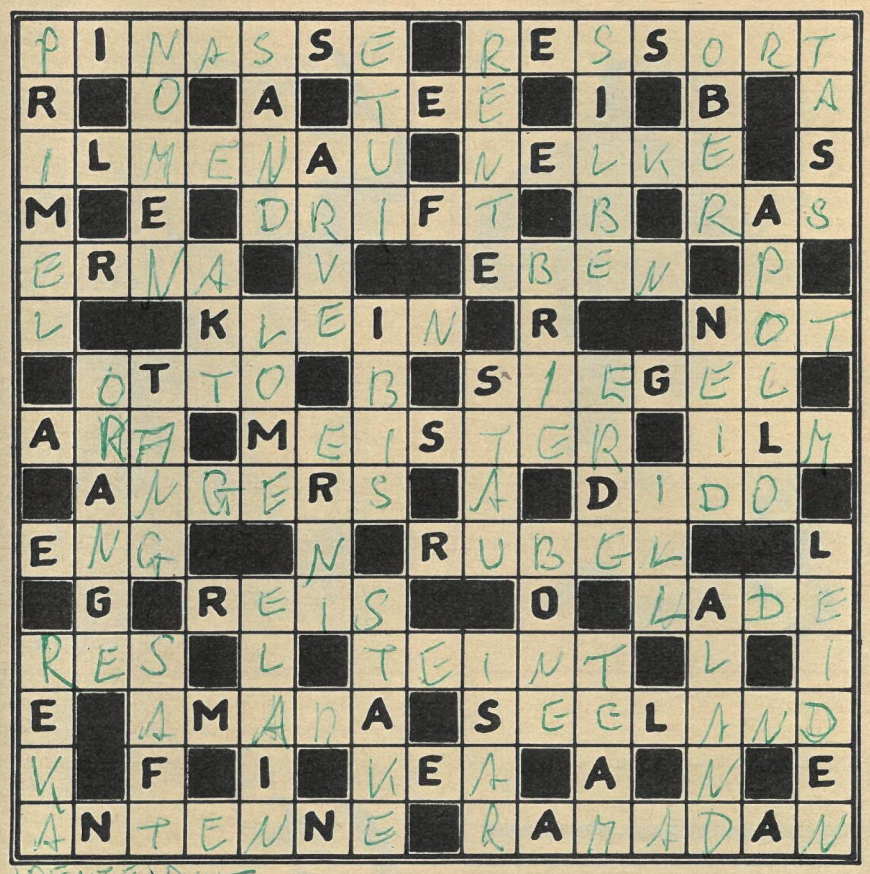
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schabinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

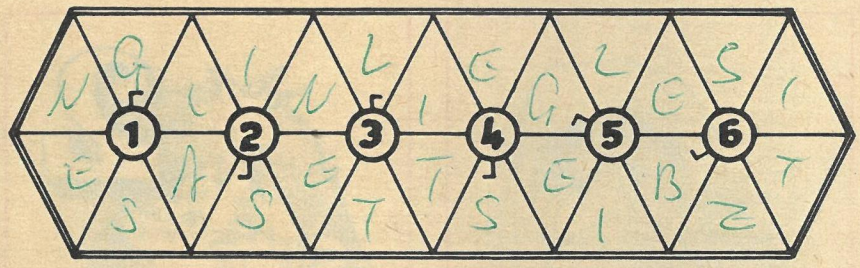
Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:

1. Aufzug in Bühnenwerken, 2. Karpfenfisch, 3. Bittermittel, 4. Stadt im Westen Frankreichs, 5. Teil der Sende- und Empfangsanlage, 6. Schmetterlingsgattung, Tagfalter, 7. Papagei, 8. Zirbelkiefer, 9. alter Name der algerischen Hafenstadt Annaba, 10. Landschaft in Frankreich, 11. Gründerin Karthagos (antike Sage), 12. durch den Wind bewirkte Strömung an der Meeresoberfläche, 13. flach, gleichmäßig hoch, 14. Bestandteil tierischer Fette, 15. schmal, begrenzt, 16. Planet, 17. Gestalt aus „Der Drache", 18. schweizerischer Maler und Grafiker (geb. 1909), 19. kleines Behältnis, 20. Gestalt aus „Der arme Konrad", 21. Karstfluß in Jugoslawien, 22. Schreitvogel, 23. Nebenfluß des Rheins, 24. Fluß in Thüringen zur Saale, 25. Kreisstadt im Bezirk Suhl, 26. Nebenfluß der Donau, 27. griechische Kykladeninsel, 28. DDR-Schauspieler (geb. 1926), 29. Schubfach, 30. Krankheit, 31. Hauptstadt von Togo, 32. Könner, Koryphäe, 33. Mißgunst, 34. Gartenblume, 35. Nennwort, 36. Bedrängnis, 37. Spielkarte (dt. Blatt), 38. Südfrucht, 39. Erfinder eines Benzinmotors, 40. Beiboot größerer Schiffe, 41. Frühjahrsblume, 42. Fastenmonat der Mohammedaner, 43. alter äthiopischer Titel, 44. asiatisches Getreide, 45. Altersversorgung, 46. Amts-, Geschäftsbereich, 47. Währungseinheit in der UdSSR, 48. Obstflüssigkeit, 49. Erdart, 50. dänische Insel, 51. Briefverschluß, 52. Wortteil, 53. Schubstange, 54. Wasserniveau zwischen Ebbe und Flut, 55. Meeresalge, 56. Weltnachrichtenagentur, 57. Sportmannschaft, 58. aromatisches Aufgußgetränk, 59. Zustand der Gesichtshaut.



Wabenleiste

Die zu findenden Wörter nachfolgender Bedeutung beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung: 1. früher übliches Anschlagen der Schiffsglocke zur Zeitangabe, 2. Salzgewinnungsanlage, 3. antifaschistischer deutscher Rechtsanwalt (1903–1938, ermordet), 4. steile, enge Treppe, 5. deutscher Dichter klassizistisch-epigonaler Lyrik (1815–1884), 6. tatsächliche, unmittelbare Gewalt über eine Sache.

Die Buchstaben in den oberen Feldern der Figur ergeben – von links nach rechts gelesen – den Namen eines weltbekannten sowjetischen Pianisten (geb. 1916).

Schräge Reihen

Nach rechts unten: 1. engl.: Zehn, 2. Funkmeßverfahren, 3. beliebte Freizeitbeschäftigung, 4. Farbenkünstler, 5. Qualitätsmaß für Goldlegierungen, 6. Angehöriger der Turkvölker in der UdSSR, 7. italienische Filmschauspielerin, 8. Nähutensil, 9. Einheit der Länge, 10. Meßgerät für die Schiffsgeschwindigkeit.

Nach links unten: 3. alte lettische Währungseinheit, 4. kolchische Königstochter mit Zauberkräften (griech. Sage), 5. Hauptstadt der Tatarischen ASSR, 6. alte Münze, 7. Schutzgeister (röm. Mythol.), 8. Jurist mit Befugnis zu Beurkundungen, 9. französicher Revolutionär (1744–1793), 10. gegerbte Tierhaut, 11. germanischer Volksstamm, 12. ausgeflockter Niederschlag.

Magisches Quadrat

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

1. durchsichtige Farbschicht, 2. Wettkampfstätte, 3. Name mehrerer türkischer Sultane, 4. Zentralorgan der Italienischen KP, 5. indischer Physiker (1888–1970).

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine auf einem Möbelstück gezündete Miniaturoperette.

Auflösungen aus Heft 9/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Arat (26), Mieter (8), Aura (54), Halma (37), Nike (71), Starre (31), Tein (16), Staat (48), Geoid (74), Bande (59), Krake (2), Eber (64), Raps (13), Etalon (42), Dekade (25), Imre (38), Opal (56), Onon (18), Noworossisk (5), Amor (68), Tete (29), Elko (76), Nieren (35), Alekto (73), Waal (12), Rate (49), Strak (22), Agnat (69), Niete (58), Dingo (32), Usus (70), Tratte (43), Nest (47), Union (21), Tele (9), Talent (60), Emir (36).

Senkrecht: Bartok (4), Arnika (50), Rain (33), These (17), Altai (62), Mast (24), Tor (11), Ree (57), Amara (39), Radio (51), Topp (75), Ade (19), Gerd (28), Bete (1), Reep (44), Beresina (15), Aeroflot (10), Simonow (20), Lenker (65), Nansen (45), Douala (40), Kanone (61), Alor (6), Oste (72), Tera (34), Etat (63), Ilse (52), Lager (27), Kraft (56), Areg (7), Eni (46), Rüster (67), Kasten (30), Indio (14), Tonne (41), Deut (66), Usti (53), Tat (23), Aul (3).

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Lofoten, 4. Nosema, 6. Leiter, 8. Gerte, 9. Rabauke, 10. Trikot, 11. Gelse, 13. Meteor, 15. Kanzone.
Senkrecht: 1. Lorelei, 2. Tenno, 3. Tomate, 5. Segerkegel, 7. Terrakotte, 10. Trimester, 12. Selene, 14. Orkan.

Gereimtes: Magenknurren.

Um die Ecke gedacht: Obermaat

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 7/Heft 7)

Waagerecht: 1. Mime, 3. Trickfilm, 11. Ire, 12. Ulan-Ude, 13. Soma, 15. Ungar, 17. Jet, 19. Tomsk, 21. Araber, 22. Elam, 24. Muffel, 27. Amin, 29. agra, 31. Ida, 33. Statue, 35. Lido, 37. Iller, 38. Ewer, 39. Imme, 42. Suk, 43. Iesi, 45. Pergola, 48. Leist, 49. Aron, 51. Met, 52. Sen, 54. Ehe, 56. Lao, 58. Imst, 60. Marke, 61. Kalmyke, 63. Hals, 65. Ero, 66. Paar, 68. Ware, 69. Oeser, 71. Orla, 74. Kupala, 78. Kru, 79. Nase, 81. Dreh, 83. Halali, 86. Hein, 88. Bastei, 90. Laser, 91. Alt, 92. Elemi, 93. Newa, 94. Stoppel, 95. Ost, 96. Niger, 97. Petrowski, 98. Geld.

Senkrecht: 1. Moskau, 2. Mamai, 3. Trubel, 4. René, 5. Karer, 6. Ilja, 7. Mut, 8. Tabu, 9. Muff, 10. Keil, 14. Arnim, 16. Grad, 18. Emil, 19. Tas, 20. Moa, 23. Laika, 24. Mare, 25. Frei, 26. Eleve, 28. Meile, 30. GOST, 32. Deineka, 34. Tag, 36. Isis, 40. Maniser, 41. Elis, 44. Siel, 46. Rho, 47. Ossa, 50. Reep, 51. May, 53. Aral, 55. Harke, 57. Anapa, 59. Terni, 60. Moos, 62. Mop, 63. Hera, 64. Loki, 67. Anden, 70. Suhl, 72. Rebe, 73. Assisi, 75. Uhland, 76. Ansage, 77. Aurora, 80. Anelo, 82. Riege, 83. Hase, 84. Leon, 85. Lupe, 87. Etat, 89. Amok, 91. Alp.

Lösung: Sojusmultfilm

Es gewannen:

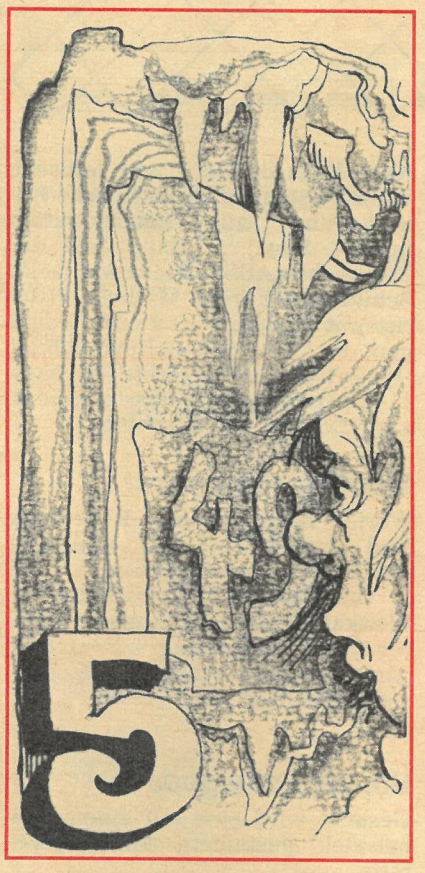
1. Preis:
100,– M — Erwin Hasse, Born, 2382

2. Preis:
75,– M — Edith Walter, Brandenburg, 1800

3. Preis:
50,– M — Hanna Rieger, Werdau, 9620

4.–8. Preis:
je 25,– M O. Bartel, Königs Wusterhausen, 1600; Barbara Bergmann, Wolfen 3, 4440; E. Schmidt, Halle/S., 4070; Stephan Hempel, Potsdam, 1597; Roberto Tautenhahn, Grüna, 9125.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.



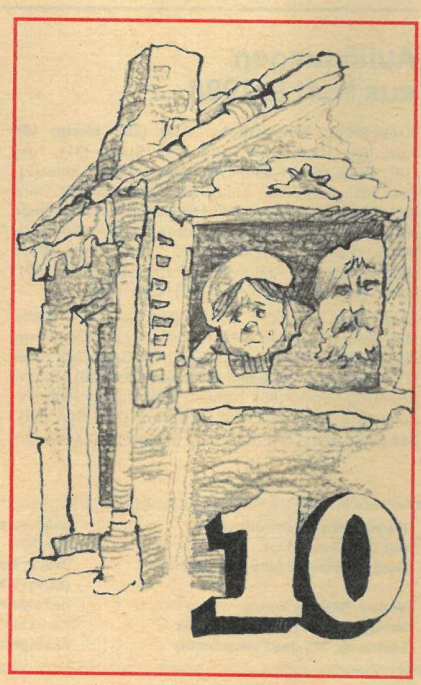
Liebe Kinder!

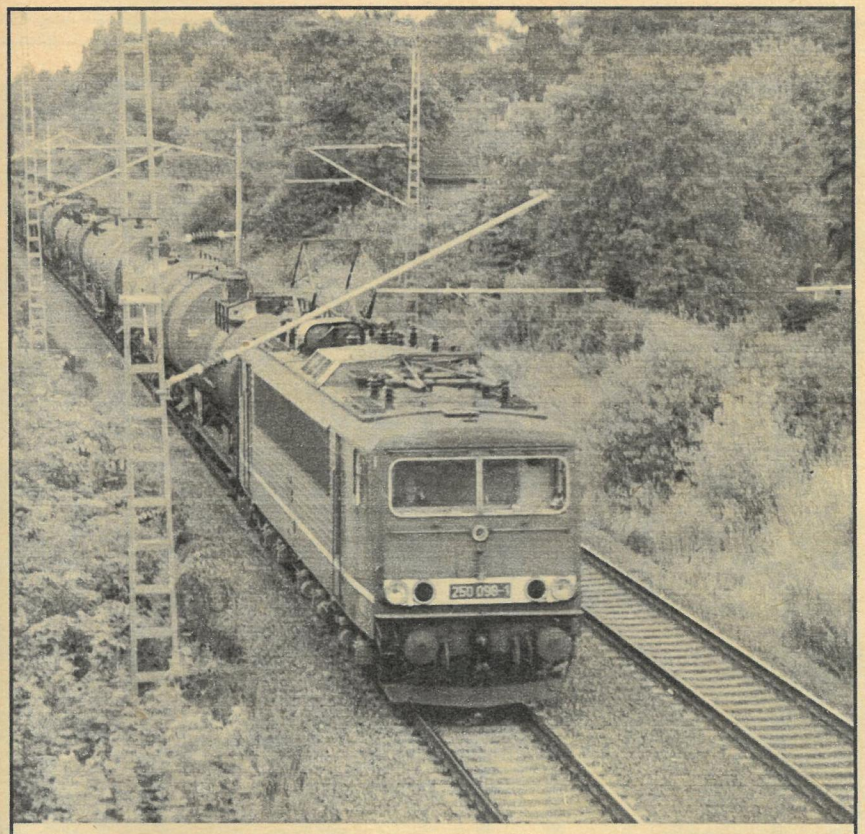
In einem Wald, der so groß ist, daß man tagelang laufen kann, ohne einem einzigen Menschen zu begegnen, steht ein schönes altes Forsthaus. In ihm wohnt der Förster Schwarzbart mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen. Eines Tages – die Eltern sind in die Stadt gefahren – läuft der kleine Bruder davon. Tief und immer tiefer gerät er in den Winterwald. Und plötzlich steht ein uralter Mann, in dessen weißem Bart das Eis glitzert, vor ihm. Er nimmt den Jungen mit in das Reich der Kälte. Wie es ihm dort ergeht, erfahrt ihr in unserer neuen Kinderserie. Jede der auf dieser Seite erscheinenden Zeichnungen soll euch Appetit machen auf eines der zehn Kapitel.

Die beiden Brüder

Frei nach dem gleichnamigen sowjetischen Märchen von Jewgeni Schwarz

Gezeichnet hat diese Geschichte Peter Muzeniek





Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen einige hunderttausend Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch und täglich rollt der Güterverkehr. Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.
Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

- **Lokomotivführer**
- **Rangierer**
- **Rangierleiter**
- **Stellwerkswärter**
- **Wagenmeister**
- **Facharbeiter für Eisenbahnbau**
- **Tiefbaufacharbeiter**
- **Gleisbaumaschinisten**

Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- Günstige Renten

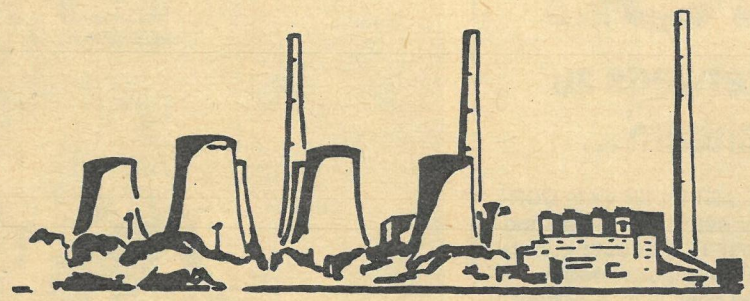
Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin, 1054
Cottbus Schillerstraße 21/22, Cottbus, 7500
Dresden Ammonstraße 8, Dresden, 8010
Erfurt Bahnhofstraße 23, Erfurt, 5020
Greifswald Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald, 2200
Halle Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle, 4020
Magdeburg Materlikstraße 1/10, Magdeburg 3010
Schwerin Herbert-Warnke-Straße 15/17, Schwerin, 2700
Reichsbahnbaudirektion Berlin, Schadowstraße 12–13, Berlin, 1086

Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 201/IV/87

Strom, das Blut der Volkswirtschaft



Das VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke braucht auch Dich!

Für die Bedienung, Wartung und Instandhaltung modernster Energieerzeugungsanlagen stellen wir in unseren Kombinatsbetrieben **Spezialisten, Fachkräfte und ungelernte Arbeitskräfte** ein.

Insbesondere suchen wir:

- **Maschinisten für Wärmekraftwerke, Bekohlung, Entaschung und Bahnbetrieb**
- **Instandhaltungsmechaniker und Schlosser aller Art**
- **Zerspanungsfacharbeiter**
- **Schweißer aller Prüfgruppen**
- **Bauhandwerker, Isolierer und Vulkaniseure**
- **Elektromonteure, Elektromaschinenbauer, BMSR-Mechaniker**
- **Werkstoffprüfer**
- **Ingenieure, Ökonomen, Meister und Sachbearbeiter sowie alle, die Kraftwerker werden wollen**

Wir gewähren:

- Entlohnung nach dem Rahmenkollektivvertrag Energie
- jährliche Treueprämie nach 2jähriger Betriebszugehörigkeit
- Jahresendprämie
- Montagegeld
- kostenloser Berufsverkehr
- kostenlose Unterbringung in Arbeiterwohnunterkünften bis zur Zuweisung einer Wohnung
- Wohnungsbereitstellung nach Dringlichkeit und betrieblichen Schwerpunkten
- umfangreiche Ausbildungs- und Qualifizierungsmöglichkeiten aller Studienformen
- vielseitige kulturelle, sportliche und soziale Betreuung, einschließlich der Bereitstellung von Urlaubs- und Kinderferienplätzen in den betrieblichen Ferieneinrichtungen

Richten Sie bitte Ihre Bewerbungen an das Arbeitskräfteberatungszentrum des VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Sitz:

VEB Instandsetzung Kraftwerke
Arbeitskräfteberatungszentrum
Postfach 13
Cottbus, 7500

Wir erwarten Sie auch zu persönlichen Informationsgesprächen in unserem Arbeitskräfteberatungszentrum, Karl-Marx-Str. 13, im Arbeiterwohnheim – Nähe Hotel „Lausitz" – zu unseren Sprechzeiten:

Dienstag 9–11 Uhr und 13–18 Uhr
Donnerstag 9–11 Uhr und 13–16 Uhr
Freitag 7–12 Uhr

Außerhalb der Sprechzeiten nach telefonischer Vereinbarung,
Telefon: Cottbus 61 43 48.

Weiterhin können Sie sich direkt in den Kaderabteilungen der Kombinatsbetriebe bewerben:

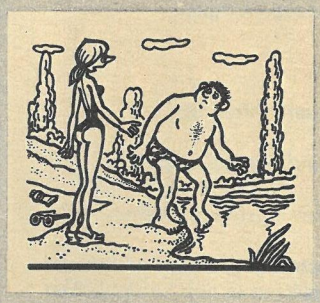
- **VE Kombinat Braunkohlenkraftwerke, Stammbetrieb Jänschwalde – Kraftwerk der Jugend „Wilhelm Pieck" –, Sitz Peitz, 7520**
- **VEB Großkraftwerk Boxberg, Boxberg, 7586**
- **VEB Kraftwerke Lübbenau/Vetschau, PF 17, Lübbenau, 7543**
- **VEB Kraftwerke „Völkerfreundschaft", Hagenwerder, 9805**
- **VEB Kraftwerke „Elbe", Vockerode, 4401**
- **VEB Kraftwerk Thierbach, Espenhain, 7204**
- **VEB Instandsetzung Kraftwerke, Peitz, 7520**
- **VEB Reparaturwerk „Clara Zetkin", PSF 109, Erfurt, 5010**
- **VEB Pumpspeicherwerke Hohenwarte, Hohenwarte, 6801**

Reg.-Nr. 159/IV/87

FREIE WELT

Unterwegs zu Nachbarn...

„Die ČSSR ist für viele DDR-Bürger heute das Reiseland Nummer 1." Der Satz könnte dieser Tage geschrieben worden sein. Derart aktuell ist seine Aussage. Dabei hat ihn Wolfgang Polte schon vor mehr als anderthalb Jahrzehnten zu Papier gebracht – im Manuskript für die Erstauflage seines „Reiseratgebers ČSSR". Kurz vordem, 1972, hatten die beiden Nachbarn den gegenseitigen paß- und visafreien Reiseverkehr eröffnet. Und der Satz blieb von der ersten Ratgeber-Auflage (1974) bis zur sechsten (1985) – und weiter bis heute – unverändert. Von den über 21 Millionen ausländischen Ein- beziehungsweise Durchreisenden, die zum Beispiel voriges Jahr an den ČSSR-Grenzen gezählt wurden, waren 6,5 Millionen DDR-Bürger, die zu einem Aufenthalt ins Nachbarland reisten.
Auf „Gegentour" begaben sich gleichzeitig 2,3 Millionen ČSSR-Bürger in unsere Republik.
Die Namen von reizvollen, besuchenswerten Städten,



von Erholung bietenden Landschaften im Reiseland ČSSR hervorzuheben, würde bedeuten, Eulen nach Athen zu tragen. Unsere Landsleute kennen sie gut, und sie finden, weithin in der ČSSR, i h r lockendes, lohnendes Ziel: zwischen Erzgebirge und Donauniederung, Hoher Tatra und Böhmerwald. Wer zum Beispiel in Nähe der Grenze DDR/ČSSR seinen Urlaub verbringt, hüben wie drüben, der unternimmt, ziemlich gewiß, wenigstens einen kurzen Abstecher zum Nachbarn. Oder nehmen wir mal aus der großen Zahl nur diese eine, kleine: Mehr als 500 000 DDR-Bürger buchen alljährlich eine Kurzreise-Tour ins Nachbarland. Und jeder Besuch fördert das Kennenlernen. Allein dies schon ist auf alle Fälle die Reise wert...

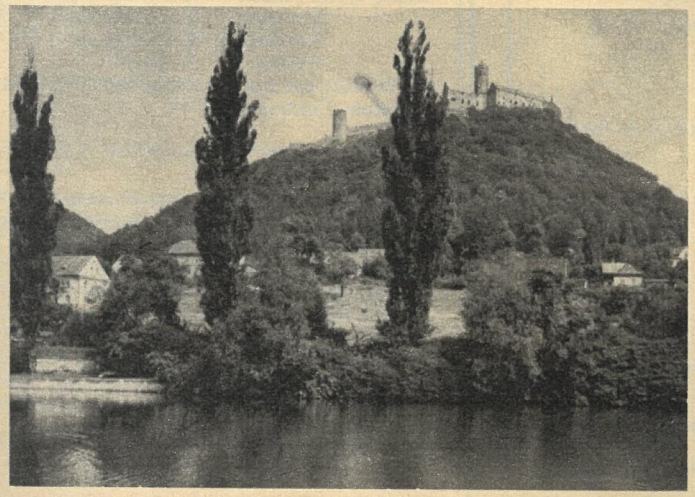
Helmuth Hinnergk

Historisch-traditionelle Reiterspiele im mährischen Kyjov

Mein liebster Platz bei Prag

Prag in der Reise-Hochsaison! Man könnte meinen, die ganze Welt habe sich bei uns zu einem gemischten Chor vereinigt! Apropos, die DDR-Dialekte sind nicht zu überhören... Bekanntlich ist zwischen Mai und Oktober rund jeder vierte, der über die Karlsbrücke geht, ein „Auswärtiger". Man sagt uns Pragern Gastfreundlichkeit nach. Schön, aber ich teile, besonders in der Sommerzeit, die Gefühle der Berliner und verspüre diesen unbändigen Drang ins Grüne. Am Wochenende ist mir und meiner Familie unser Škoda das Liebste, denn er bringt uns zu unserem Lieblingsplatz. Ich könnte mir schon denken, daß Sie gern wüßten, wo man um Prag herum und nicht allzuweit entfernt, noch einen Ruhepol findet: für Romantik und Erholung, was der Mensch nun halt mal braucht. Ich werde Ihnen also meinen Lieblingsplatz verraten, wenn Sie's nicht weitersagen. Sonst würd's dort auch bald zugehen wie auf der Burg Karlštejn, von der viele Touristen zu glauben scheinen, sie sei die einzige in ganz Böhmen. Also, Sie halten sich nicht südwestlich, sondern noch ein bißchen westlicher und kommen nach gemütlichen 46 Kilometern direkt zur Burg Křivoklát. Sie ist eine der ältesten Böhmens und sogar ein bißchen älter als der Karlštejn! Der auf schroffem Felsvorsprung ruhende gotische Bau ist architektonisch komplizierter, beeindruckender, finde ich. Nach geruhsamer Besichtigung des ehemaligen königlichen Landsitzes und der Sammlung gotischer Plastiken, stürzen wir uns ozondurstig in das Meer von Wäldern, in den gleichnamigen Naturpark Křivoklátsko (600 km²). Hier kann man sich herrlich ergehen! Es soll vorkommen, daß man keinen Menschen trifft. Was besonders wir Großstädter mitunter als wohltuend empfinden. Unsere Familienwanderung führt den lieben langen Tag lang unter Buchen, Eichen und Ahorn zum Forsthaus „Pisky" (östlich von Křivoklát), am verträumten Bach Kličava entlang in die tausendjährige Siedlung Zbečno, wo sich's gut einkehren läßt. Erfrischt und voller Dank gegenüber ganzen Generationen tschechischer Förster kehren wir in den Prager Trubel zurück... Sollten Sie nach Ihrer Rückkehr doch anderen begeistert von meinem Lieblingsplätzchen sagen – macht nichts, ich kenne noch ein paar andere...

Antonin Kužma



Burgenland Böhmen: Auf dem gleichnamigen Berg (638 m) erhebt sich die frühgotische Burg Bezděz (1264/69). Palas und Kapelle stehen unter Denkmalschutz.

Urlaubs-Tips

ČSSR-Kundigen, die neue, noch wenig bekannte Reise- bzw. Urlaubsziele ansteuern wollen, seien aktuelle Reisebüro-Angebote (ohne Gewähr) empfohlen:

- **Slanica/Orava** (siehe auch Kartenausschnitt unten rechts), neuerbaute Bungalow-Siedlung an der Orava-Talsperre (Slowakei), Kategorie A; individuelle An- und Abreise; Halbverpflegung; 3-Bett-Zimmer/Dusche; 8 Tage; 421 Mark/Person;
- **Svratka,** Hotel „Manes", Kat. B; individuelle An- und Abreise; der Ort liegt 20 km nördlich von Zdár nad Sazavou im mährischen Karst (Tropfsteinhöhlen, unterirdische Bootsfahrten); Vollverpflegung im Menü; 1- und 2-Bett-Zimmer/Dusche; Wochenaufenthalt; 666 bis 754 Mark/Person.
- **Povazska Bystrica,** Hotel „Manin", Kat. B; individuelle An- und Abreise; Vollverpflegung im Menü; 2-Bett-Zimmer/Bad;; 10 Tage 1000 Mark/Person.
- **Hilfe erforderlich?** DDR-Touristen können sich, falls benötigt, an ständige und zeitweilige DDR-Reisebüro-vertreter wenden. In Prag: Panska 7, Tel. 2 32 18 89; in Bratislava: Nalepkova 13, Tel. 33 01 11; in Karlovy Vary: Grandhotel „MOSKWA", Tel. 2 21 21; Spindleruv Mlýn: Hotel „MONTANA", Tel. 9 35 51; in Starý Smokovec (Hohe Tatra): Hotel „GRAND", Tel. 21 54 56.

Mal nachgefragt

FREIE WELT fragte Petr Prchál, Direktor der Čedok-Auslandsvertretung in Berlin.

Wie beliebt ist bei unseren Nachbarn die DDR als Reiseland?

Kurz gesagt, wohl ebenso beliebt wie für die DDR-Bürger unser Land. Auch die Motive zur Reise sind nahezu die gleichen: Die schönsten Reiseziele liegen alle relativ nahe; für das Nachbarland besteht gleichfalls bei uns großes Interesse – und jede Reise trägt zum besseren Kennenlernen bei. Es gibt für unsere Bürger noch den zusätzlichen Aspekt, daß sie die soliden Preise für das Essen, Trinken und die Übernachtung in der DDR zu schätzen wissen; das fällt vor allem beim Urlaub von Familien ins Gewicht…

Wohin zieht es die ČSSR-Bürger hauptsächlich in der DDR?

Zuallererst ans Meer – an die Ostseeküste. Unter den Städten stehen Berlin und Dresden an der Spitze, gleichfalls noch Leipzig, und zwar insbesondere während der Frühjahrs- und Herbstmesse. Dann fahren vielfach ganze Kollektive! Im übrigen werden unsere Reisegruppen im Bezirk Leipzig stets vorbildlich betreut; Berlin dagegen hätte, so meine ich, in dieser Hinsicht noch einiges aufzuholen – vor allem geht es hier um Programme mit mehr Phantasie und Attraktivität…

Sehen Sie Chancen, daß künftig noch mehr Reisende aus der ČSSR in unser Land kommen?

Aber gewiß, vorausgesetzt natürlich, daß sich die Kapazitäten zur Aufnahme erhöhen: in Hotels, Privatquartieren sowie auf Campingplätzen. Zum Beispiel verstärkt an den Binnenseen. Gleiches gilt für eine Reihe von kleineren, historisch wie architektonisch interessanten Städten. Nach meiner Überzeugung sind die Reserven dort noch nicht alle ausgeschöpft…

Interview: Helmuth Pelzer

Tour zu zweit

Weil Ausflüge, per pedes oder Fahrzeug – diesseits beziehungsweise jenseits der Grenze DDR–ČSSR –, sehr beliebt sind, zunehmend beliebter werden, bietet der VEB Tourist Verlag (Berlin/Leipzig) spezielle Wanderkarten an. Dabei kooperiert er mit dem „Geodeticky a Kartograficky Podnik" (Prag). Bisher sind drei solcher Karten erschienen: „Fichtelberg und Klinovec", mit Angaben auch für Wintersport, „Sächsisch-Böhmische Schweiz" sowie „Erzgebirge" (Bild oben). Ausführliche Begleittexte zu einzelnen Wander- und Ausflugszielen, die sozusagen am Wege liegen, ergänzen das Kartenmaterial und sind als „kleine Wanderführer" äußerst dienlich.

Reisegeld-Tips

BANKSERVICE: Reisevaluta (Bargeld bzw. Schecks) sind in den Filialen der DDR-Staatsbank zu erwerben; die Bank berechnet für den Valuta-Verkauf zwei Prozent an Bankspesen.

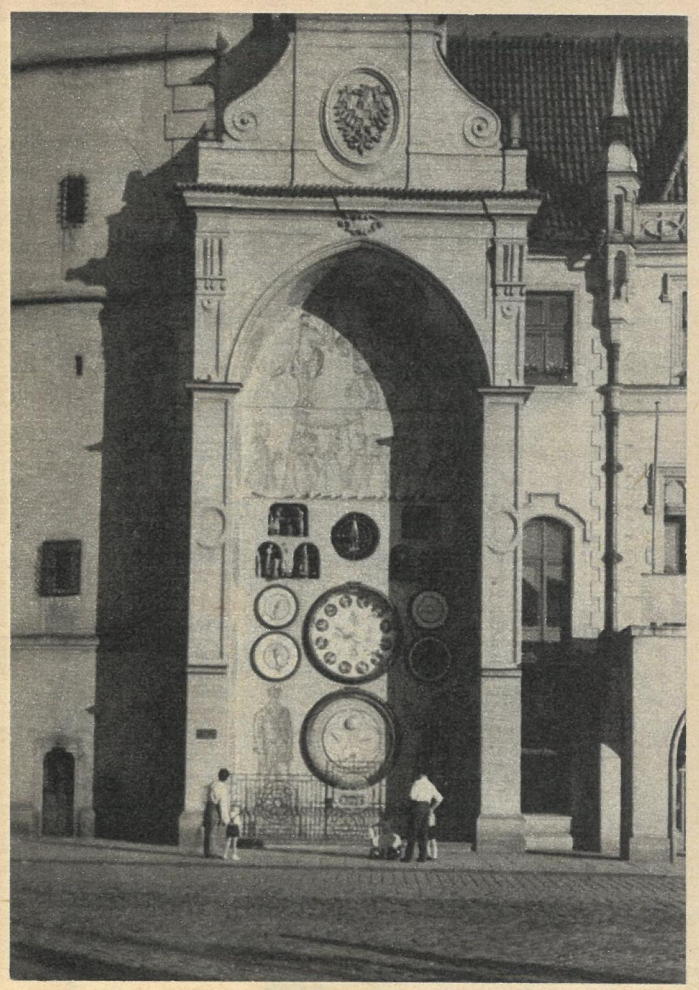
WECHSELKURS: 100 Mark = 302,00 Kronen; 100 Kronen = 33,16 Mark.

TASCHENGELD: Haben Sie beim DDR-Reisebüro Ihre ČSSR-Reise gebucht, erhalten Sie Gutscheine (Voucher) fürs Taschengeld. Es beträgt pro Person und Tag – bei Vollbeköstigung: 40 Kronen = 13,50 Mark; bei Halb- oder Teilbeköstigung: 60 Kronen = 20 Mark; bei Campingreisen/ohne Verpflegung: 100 Kronen = 33,16 Mark. Hinzu kommt je ein Taschengeld-Voucher für einen Tag mehr als die gebuchten Übernachtungen ausmachen. Die Gutscheine werden bei allen ČEDOK-Zweigstellen sowie in ČSSR-Interhotels eingelöst.

REISEMITTEL: Für private Reisen gelten als Umtauschsätze pro Person und Tag – bei 1-Tages-Reisen: 60 Kronen (20,30 Mark); bei 2-Tage-Reisen: 200 Kronen (67,60 Mark); bei 3-Tage-Reisen: 360 Kronen (121,70 Mark) sowie für jeden weiteren Tag je 120 Kronen (40,60 Mark; alle Markangaben incl. Bankspesen).

KURTAXE/LIFTKOSTEN: Die Kurtaxe wird vom Taschengeld bezahlt; sie beträgt pro Person und Tag zwischen zwei und vier Kronen. Gleichfalls sind Fahrten mit Berg-Lifts vom Taschengeld zu entrichten.

FAHRPREISE: Im ČSSR-Stadtverkehr gilt für alle Verkehrsmittel der Einheitspreis pro Fahrt von einer Krone; Fahrscheine werden an Zeitungskiosken, in Tabakläden, an Hotel-Rezeptionen o. ä. verkauft und müssen vor Fahrtantritt erworben werden.



Die astronomische Uhr am mittelalterlichen Rathaus – eine der attraktiven Sehenswürdigkeiten von Olomouc.

Moto-Tips

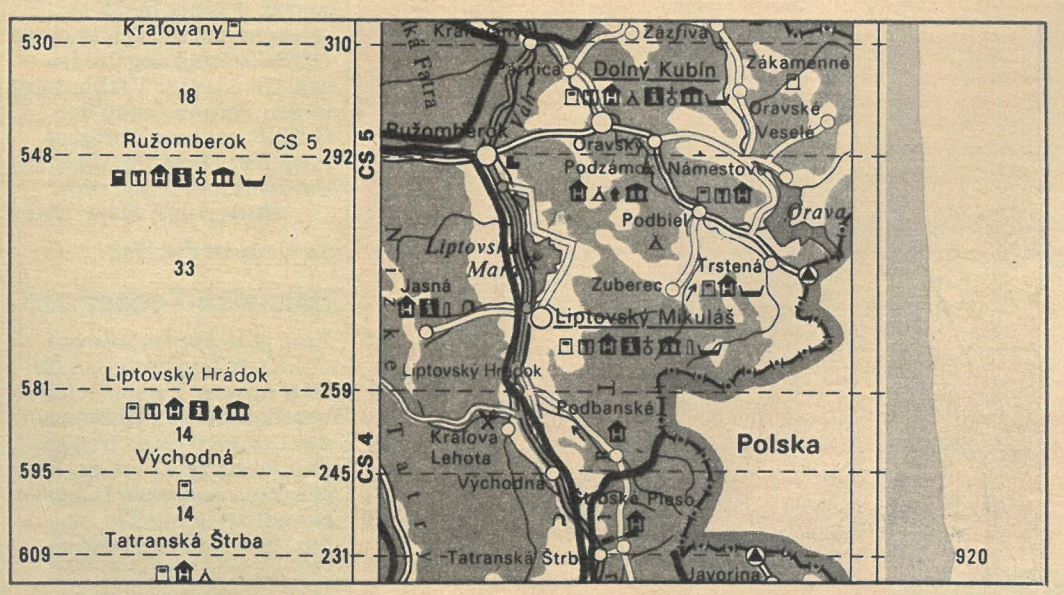
BENZINGELD: Wer beim DDR-Reisebüro bucht und mit dem PKW reist, erhält Benzingeld-Voucher. Die Sätze betragen, gerechnet ab Grenze DDR/ČSSR, für die Gebiete: Prag, Bäderdreieck, Riesengebirge (bis zu 200 km Entfernung) – 180 Kronen = 61 Mark; Brno, České Budéjovice, Olomouc, Ostrava (bis zu 400 km Entfernung) – 600 Kronen = 205 Mark; Bratislava und alle übrigen Gebiete der ČSSR – 1000 Kronen = 342 Mark. Bei privaten Reisen sind für Treibstoffkosten die umgetauschten Reisemittel aufzuwenden.

BENZIN: Es können, außer dem Treibstoff im Tank, bis zu 20 Liter im Reservekanister eingeführt werden. An den ČSSR-Tankstellen werden zwei Benzinsorten angeboten: „Spezial" (90 Oktan), 8 Kronen; „Super" (96 Oktan), 9 Kronen je Liter. Fahrer von „Wartburg" oder „Trabant" bzw. Zweitakt-Krafträdern müssen das von ihnen gewünschte Treibstoff-Gemisch dem Tankwart ausdrücklich angeben.

ZWEITAKT-PKW: Ungehindert dürfen PKW mit Zweitakt-Motoren in die ČSSR einreisen. Es ist jedoch erforderlich, eine Bestätigung über einen zuvor erfolgten Abgastest mitzuführen.

PARKGEBÜHREN: Auf den meisten Parkplätzen in der ČSSR wird eine Parkgebühr erhoben. Sie beträgt pro PKW/Tag ca. 10 bis 20 Kronen.

GRENZÜBERGÄNGE (Straße):
F 96: Seifhennersdorf/Varnsdorf
F 172: Schmilka/Hřensko – Bahratal/Petrovice
F 170: Zinnwald/Cinovec
F 174: Reitzenhain/Hora Sv. Šebastiána
F 95/101: Oberwiesenthal/Boži Dar
F 92: Schönberg/Vojtanov



Als praktisch und informativ hat sich der „Autoroutenatlas ČSSR" von Dušan Frič und Rastislav Roubal (VEB Tourist Verlag) erwiesen, der gegenwärtig vom Buchhandel angeboten wird. Routen, Karten (siehe Faksimile) und Varianten erfassen die reizvollsten Landschaften und interessantesten Orte einschließlich empfehlenswerter Abstecher.

Zeichnung: Neprakta, Fotos: ČEDOK (3); Redaktion: Volker Hempel

Wildkräuter – Wildfrüchte

1 Die Dunnernettel

Zeichnung: Hille Blumfeldt

Die Große Brennessel (Urtica dioica) ist eine mehrjährige krautige Pflanze, die überall auf der Erde an feuchten, nährstoffreichen Stellen wächst. Vor allem besiedelt sie Standorte, an denen stickstoffreiche Abwässer versickern. Auf diese Weise ist sie dem Menschen bis in die Arktis gefolgt und hier in Siedlungsnähe zu finden.
Ebenso wie stachlige und dornige Pflanzen wurde auch die Brennessel schon frühzeitig vom Menschen beachtet. Bereits die alten germanischen und slawischen Mythen berichten, daß sie gegen böse Geister und gegen „alle Forcht und Fantasey" helfen soll. Vor allem galt die Nessel im Stall als Mittel gegen Dämonen. Russische, finnische und ungarische Bauern hingen deshalb in der Johannisnacht Brennesseln an Fenster und Stalltüren. Bei den Slowaken diente die Pflanze dem Milchzauber. Ihre in die Milch gelegten Blätter sollten an heißen Sommertagen diese vor dem Sauerwerden bewahren. Noch 1902 wurde eine Berliner Milchhändlerin wegen Lebensmittelfälschung verklagt, weil sie dieses Mittel anwandte. Sie wurde freigesprochen, da sie „ein allgemein geübtes Verfahren" benutzt hatte. Die Brennessel wurde oft mit Donner und Gewitter in Verbindung gebracht und hieß deshalb im Niederdeutschen „Dunnernettel". Wo die Brennessel steht, sollte kein Blitz einschlagen. Deshalb legten die Slowenen die Pflanzen als Blitzschutz auf den Dachboden.
Die Stoffe, die in den Nesseldrüsen der Brennhaare gebildet werden, rufen einen juckenden Hautreiz hervor. Man nutzte diese Eigenschaft bereits im Altertum. Plinius berichtete in seiner „Naturgeschichte", daß man im alten Rom bei Haustieren, die sich begatten sollten, die Genitalien mit Brennesseln einrieb. Plinius hebt aber nicht nur die aphrodisische Wirkung der Nessel hervor, sondern berichtet auch über ihre Bedeutung als Kultspeise, die für das ganze Jahr Krankheiten bannen kann. Die Pflanze ist demnach bereits von alters her beliebter Bestandteil von „Frühlingssuppen" und entschlackenden Kräutertees. Sie wirkt harntreibend, hilft u.a. gegen Gicht, Hexenschuß, Gelenk- und Muskelrheuma nicht nur innerlich, sondern auch durch Schlagen mit der „brennenden Pflanze". Von besonderer Bedeutung ist die blutbildende Wirkung, die vor allem durch den hohen Gehalt an Vitamin A und C, an Pantothensäure und an Mineralien (u.a. Eisen) sowie an Chlorophyll erzielt wird.
In der russischen Küche wird die Brennessel sehr vielseitig verwendet. Ihr Kraut wird vom April bis zum August gesammelt. Damit werden Suppen, Pasten, Borschtsch, Salate sowie Püree, Getränke und Füllmasse für Piroggen zubereitet. Brennesseln werden getrocknet oder auch sauer eingelegt. Vielleicht probieren Sie mal:

Gurken-Brennessel-Salat
5 kleine frische Gurken werden in Scheiben gehobelt, mit einer geschnittenen Zwiebel und 4 Eßlöffeln fein gewiegten Brennesselblättern gemischt. Es wird mit 4 Eßlöffeln Öl, Salz und 2 Eßlöffeln frischem, gehacktem Majoran abgeschmeckt. Als Variante können 2 Eßlöffel Zitronensaft zugegeben werden.

Bunte Kartoffelsuppe
4 große Kartoffeln werden in Wasser gekocht und mit dem Kochwasser durch ein Sieb gestrichen. Dazu 4 geriebene Möhren, 2 Eßlöffel feine Konservenerbsen, ein Wasserglas feingewiegte Brennesselblätter. Das Ganze wird mit Salz und 2 Eßlöffeln Butter abgeschmeckt. Nach dem Kochen werden 2 Eßlöffel gehackter Dill und 1/2 Glas saure Sahne zugegeben.

Annegret Räuber

Russisch in Redensarten

Sind Sie schon mit allen Wassern gewaschen, liebe Leser, was das Russische anbelangt? Nun, wir wollen kein Blatt vor den Mund nehmen und die Sache nicht auf die lange Bank schieben. Ab Heft 11 beginnt unserer Serie zur russischen Sprache. Diesmal geht es um Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. Sie wissen ja: Neue Besen kehren gut. Im Russischen fegt der neue Besen alles rein: Но́вая метла́ чи́сто метёт. Sie können Farbe bekennen bei unseren Preisfragen, und dann wird sich herausstellen, ob Sie ein Glückskind sind, denn es winken Preise.

Ihr Leserforum

Jubel in Milkowo

Das war vielleicht eine Sache mit dem Kamtschatka-Bericht in der FW 3/88! Eine ganze Schule geriet in Bewegung! Den Artikel „78 Lachse bis Milkowo" schnitt ich entsprechend zurecht und schickte ihn an meine Briefpartnerin Nina Schabanowa, Deutschlehrerin an der Schule in Milkowo. Mein Brief hat dort großen Jubel ausgelöst, und die Lehrerin Tatjana Tuganowa staunte nicht schlecht, als sie sich in einer DDR-Zeitung abgebildet sah. Zu unserer Verbindung in den Fernen Osten der UdSSR gehören übrigens noch feste Brieffreundschaften zwischen Pionieren.

Hans Auge, Schneeberg

So klein ist die Welt!

Balalaika-Teekonzert

Eine gute Idee wurde auf der Kreisdelegiertenkonferenz unserer Freundschaftsgesellschaft in Zwickau in die Tat umgesetzt: In den Pausen konnte man nach original russischen Rezepten zubereiteten Tee kaufen. Den Erlös einschließlich einiger Spenden von DSF-Grundeinheiten erhielt als Beitrag zur Durchführung des VIII. Pioniertreffens in Karl-Marx-Stadt die Pionierorganisation „Ernst Thälmann". Musik gab es übrigens auch nach original russischem Rezept – dafür sorgte das Balalaika-Ensemble einer sowjeschen Einheit.

Heinz Künzel, Zwickau

Sie fragen wir antworten

Ich war 1974 dabei, als die gemeinsame Äthylenleitung zwischen Böhlen und Záluží in der ČSSR in Betrieb ging. Damit wurde beispielgebend die Effektivität der Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern demonstriert. Welche neueren Ergebnisse der direkten Zusammenarbeit lassen sich dem anfügen?

Steffen Maurer, Dessau

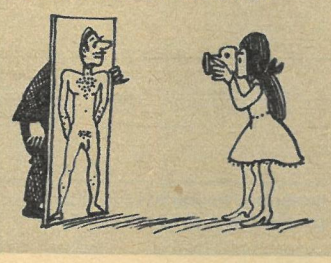
Sollten Sie demnächst per Eisenbahn in die ČSSR reisen, könnte es sein, daß Sie unmittelbar in den Genuß der Zusammenarbeit kommen. Der Schienenfahrzeugbau der DDR und die Škoda-Werke in Plzeň entwickelten nämlich gemeinsam eine Elektrolokomotive mit der Bezeichnung „Škoda 80 – E", die sowohl auf dem elektrifizierten Eisenbahnnetz der DDR (Wechselspannung 15 kV) als auch der ČSSR (Gleichspannung 3000 Volt) eingesetzt werden kann. Diese Zweistrom- oder auch Zweisystemlok wird also speziell der Beschleunigung des grenz-

Keine Akteure?

Es gibt wohl kaum einen Mann, den der Anblick Ihrer Aktfotos nicht erfreut. Aber warum nicht auch einmal einen unbekleideten Mann? Wir sind ja auch nicht ohne!

Armin Schmiedel, Gera

Uns werden fast keine Männerakte angeboten. Ist Adam scheuer als Eva?



überschreitenden Eisenbahnverkehrs dienen. Ein symbolträchtiges Beispiel ergebnisreicher Partnerschaft, die, wie Sie ja selbst anführen, eine lange Tradition besitzt. Grundlage der gegenwärtigen und zukünftigen Zusammenarbeit ist das „Programm für die Entwicklung der wirtschaftlichen und wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit zwischen der DDR und der ČSSR bis zum Jahr 2000". Es orientiert vornehmlich auf die gemeinsame Arbeit in solchen Bereichen wie Mikroelektronik, Rechentechnik, Rationalisierung der Produktion und Automatisierungslösungen. Gegenwärtig gibt es 11 Regierungsabkommen und Ministervereinbarungen unserer beiden Länder, die sich auf ausgewählte Bereiche, darunter Schlüsseltechnologien, konzentrieren. Mehr als 150 Gemeinschaftsvorhaben in Wissenschaft und Technik werden derzeit realisiert. So arbeiten Werkzeugmaschinenbauer aus der ČSSR erfolgreich mit ihren Kollegen in Schmalkalden zusammen. 13 Prototypen und Muster sowie zehn technologische Dokumentationen wurden bisher ausgetauscht. Im Landmaschinenbau bringen Agrozet Brno und das Kombinat „Fortschritt" ihre Erfahrungen in eine ständige Arbeitsgruppe Landmaschinenbau ein. Vorteilhaft für beide Seiten: Vergleichstests unter den Boden- und klimatischen Bedingungen des Partners. Die ČSSR übergab der DDR zwei Muster für Kartoffelsetzmaschinen, die Kartoffelerntemaschine E 686 wurde in der ČSSR einer eingehenden Prüfung unterzogen. Seit mehr als zwanzig Jahren bewährt sich die Spezialisierung auf dem Gebiet der Straßenbahnproduktion. Zur Zeit verkehren in 17 Städten der DDR Straßenbahnwagen aus dem Nachbarland. Die neueste Entwicklung wird derzeit in Dresden getestet. Gemeinsam treten Betriebe beider Länder auch auf Drittmärkten auf. So Škoda Plzeň und SKET Magdeburg bei der Errichtung eines Mittelstahlwerkes in Indien. Und was das von Ihnen erwähnte Olefinabkommen betrifft, ist man sich einig, es auch in den nächsten Jahren weiterzuführen.

Wolfgang Tautenhahn

BH aus DDR – entdeckt in Minsk von Peter Kaiser aus Marxwalde

Preisfrage

Heft 10/88 – – –✂

Wer wurde in einer internationalen Umfrage zweimal Erster?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 13/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an die Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 25. Mai 1988.
Auflösung von Heft 6: Pugwashkonferenz. Wir gratulieren Heinrich Weckmüller, Lübbenau. Auflösung von Heft 7: Eine Caldera ist ein Kraterkessel, der durch Einsturz oder Explosion entstand. Wir gratulieren Carmen Rebhahn, Laußig.

Minerale – Gesteine – Erze

Die richtige Lösung in Heft 6/88 lautete: Guano. Es gewannen: 100 M – L. Gritsch, Zinnowitz; 75 M – Haarseim, Allstedt; je 50 M – H. Greiner, Kranschwitz; K. Rose, Kleinsaubernitz; R. Lorentz, Markranstädt.
Die richtige Lösung in Heft 7/88 lautete: Aquamarin = Meerwasser. Es gewannen: 100 M – R. Forker, Magdeburg; 75 M – S. Walff, Halle-Neustadt; je 50 M – G. Böhme, Berlin; V. Lemke, Frankfurt/O.; W. Steinbrück, Arnstadt.

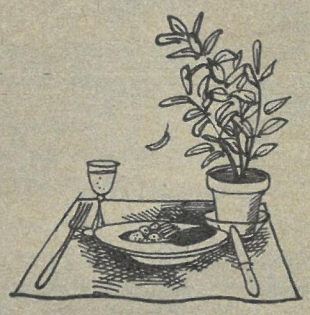
Nicht namenlos

Der Bericht von Gisela Karau über den georgischen Schriftsteller Otar Tschiladse und die Stadt Tbilissi (FW 5/88) regte mich an, Ihnen zu schreiben. Mein Mann und ich hatten im vergangenen Sommer das Glück, ebenfalls diese Stadt zu besuchen, und zwar auf einer Route zwischen Moskau und Baku. Überall trafen wir auf freundliche, aufgeschlossene Menschen. Während der ganzen Reise wurde zu fast jeder Mahlzeit eine Gewürzpflanze serviert, die kein Teilnehmer unserer Gruppe kannte. Sie hatte grün-rotbraune Blätter und wurde in Baku Rechan genannt. Ich habe mir diese Pflanze auch getrocknet und verwende sie jetzt so oft in der Küche, daß ich sehr daran interessiert wäre, ob man sie auch bei uns getrocknet erhalten kann und ob sie einen bei uns geläufigen Namen besitzt.

Isolde Schierle, Freiberg

Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um Basilikum. Das ist eine einjährige Pflanze, 30 cm hoch, Blätter hellgrün, eiförmig, im Juli kleine weiße Lippenblüten. Ursprünglich beheimatet in Südasien, Afrika und dem Iran. Man nennt es auch Königs- oder Hirnkraut. In der UdSSR wird es im Nordkaukasus, auf der Krim, in der Moldauischen SSR, in Mittelasien und in Transkaukasien angebaut und besonders dort viel verwendet. Getrocknet müßte es zumindest in Spezial-Gewürzläden auch bei uns zu haben sein. Aber man kann es auch im Blumentopf ziehen.

Ingrid Buchholz



Kurz und knapp

Sicher sind in der FREIEN WELT viele Beiträge, die man hervorheben und loben müßte. Eine besondere Note aber haben die KONKRET-Seiten. Hier wird in aller Kürze vielen Lesern Interessantes nahegebracht.

Hans Höhn, Sangerhausen

Redaktion: Horst Goldschmidt; Foto: Heinz Künzel; Vignetten: Detlev Schüler, Martin Kotsch

Günter Wollert
Reiner Lidschun
Wilfried Kopenhagen

Illustrierte Enzyklopädie der Schützenwaffen aus aller Welt

Schützenwaffen heute (1945–1985)

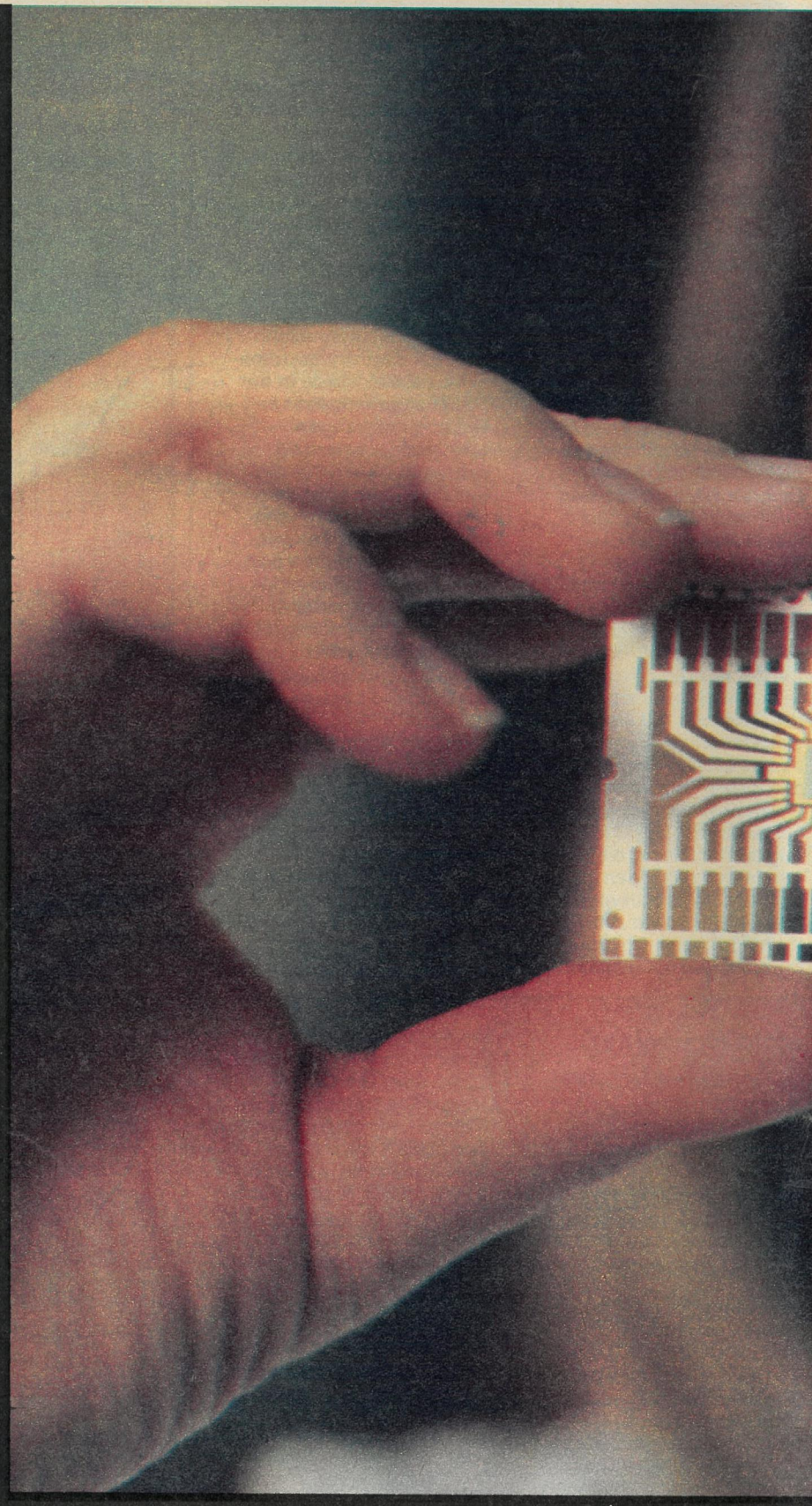
Demnächst im Buchhandel! Sichern Sie sich die Bände durch Vorbestellung!

Band 1
268 Seiten mit 458 Abbildungen
Leinen, 68,– M
Bestell-Nr. 747 020 2
Erscheint im II. Quartal

Band 2
248 Seiten mit 427 Abbildungen
Leinen, 68,– M
Bestell-Nr. 747 021 0
Erscheint im III. Quartal

- Bildband moderner Schützenwaffen
- 850 Schützenwaffen aus aller Welt und ihre Versionen
  Waffenabbildungen, Röntgenschnitte und Explosionszeichnungen
- Fakten und Daten aus 48 Ländern über Revolver, Pistolen, Maschinenpistolen, Gewehre, Maschinengewehre und reaktive Waffen
- 60 Aktionsfotos vom Einsatz moderner Schützenwaffen in aller Welt
- Funktionsweisen, Verriegelungssysteme und Lademechanismen automatischer Schützenwaffen
- 40 moderne Militärpatronen mit Abbildungen, Fakten und Daten
- 5sprachiges Bildlexikon und Fachwörterverzeichnis für Waffentermini in deutsch, russisch, englisch, spanisch und französisch
- Englische Maßeinheiten der Waffenkunde, umgerechnet in metrische Werte
- Schützenwaffen im Dienst in mehr als 130 Ländern
- Zum ersten Mal:
  Ein international umfassender, systematischer und anschaulicher Überblick über die Schützenwaffen von heute
- „Schützenwaffen heute" – der „Lugs" der modernen Militärwaffen

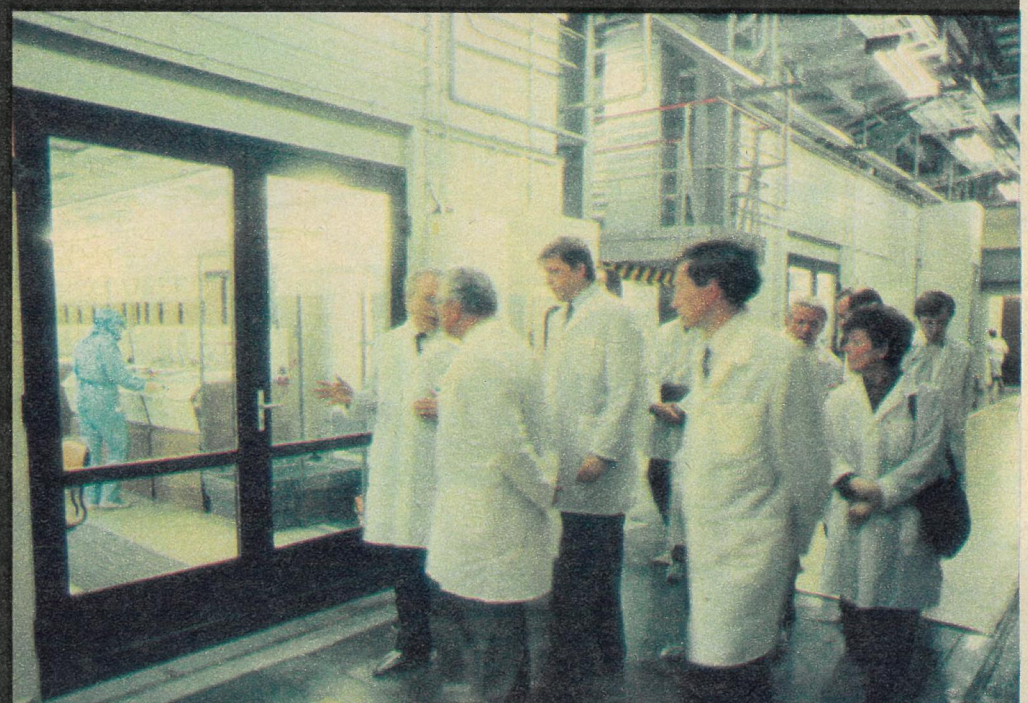
Militärverlag der Deutschen Demokratischen Republik



Das ist Birgit Stoltze, Programmiererin im VEB Mikroelektronik „Karl Marx“ Erfurt. Bei dem, was sie uns da vor die Kamera hält, handelt es sich um einen „drahtgebondeten Aufbau“, wie die Fachleute Chips in diesem Stadium nennen. Wenig später, wenn die Kontaktbeinchen abgewinkelt und die Schnipselchen in einen dichtgeschlossenen Trägerstreifen gekleidet sind, werden mikroelektronische Bauelemente daraus. Jemand hat folgenden Vergleich gefunden: Gesetzt den Fall, ein Siliziumatom wäre eine Kartoffel, dann müßten 100 Güterzüge. mit Kartoffeln beladen werden, ohne daß eine einzige faule darunter sein dürfte, so rein muß das Silizium sein, aus dem die lei-

Birgit und die Bits

stungsfähigen Plättchen bestehen. Wer im Clean-Raum arbeitet, hat unbedingt die reinigende Luftdusche zu passieren (Foto links), denn ein winziges Staubkörnchen würde auf einen Chip die gleiche Wirkung ausüben wie ein herabstürzender Felsbrocken auf einen LKW. Weshalb sich selbst geschätzte Freunde und Geschäftspartner (Foto rechts: eine sowjetische Delegation mit dem stellvertretenden Minister für Elektronik der UdSSR) einsichtig mit einem Blick durch die Glasscheibe in den Fabrikationstunnel begnügen ... Birgit Stoltze also, Diplomingenieurin, 28, fünf Jahre Hochschulstudium. Wollen sehen, was es auf sich hat mit ihren Programmen.



Birgit und die Bits

Mit Birgit auf der Krämerbrücke, Erfurts ältestem weltlichen Bauwerk... Neben dem Ponte Vecchio in Florenz ist dies die berühmteste der vollständig erhaltenen bebauten Brücken Europas. Birgit schlendert gern durch die eng beieinander stehenden Häuserzeilen mit ihren sorgfältig restaurierten Fachwerkgebäuden aus dem 15. Jahrhundert. Nicht weit davon, im Dachgeschoß eines freundlich in die alte Stadtlandschaft eingepaßten Neubaus, hat sie im vergangenen Jahr eine gemütliche Wohnung bezogen.

Im Mittelalter exportierte die vormalige thüringische Hansestadt Tuche, die Färbepflanze Waid, Getreide und andere landwirtschaftliche Produkte bis tief hinein in den Ostseeraum, später wurde sie als Blumenstadt bekannt, neuerdings macht sie durch einen hochmodernen Wirtschaftszweig von sich reden. Dazu eine Meldung aus diesen Tagen: Die Erfurter Mikroelektroniker wollen 1988 zusätzlich 1,5 Millionen Exemplare des neuen Schaltkreistyps 64 KdRAM herstellen. Gegenüber seinem Vorgängertyp hat er auf gleicher Fläche die vierfache Kapazität.

★

Manchmal lesen sich solche Nachrichten, als seien alle Schlachten schon gewonnen. Dabei ist es nicht selten so, daß die Truppen gerade erst ins Gefecht geführt werden. Bleiben wir beim erwähnten 64 KdRAM, eine Abkürzung für Kilobit-dynamisch random excess memory, zu deutsch Schreib-Lesespeicher mit wahlfreiem Zugriff. Das ist ein winziger Schaltkreis, der auf einer Fläche von wenigen Quadratmillimetern 160 000 Transistoren besitzt und in der Lage ist, Informationen in milliardstel Sekunden abzugeben; in den Kinderjahren der Elektronik brauchte man für dieses Leistungsvolumen einen ganzen Rechenschrank. Nun engagiert sich in Erfurt-Südost eine junge Mannschaft (Durchschnittsalter 24 Jahre) in einem jungen Werk mit junger Technologie dafür, den „Neuen" möglichst schnell in die Massenfertigung zu überführen, denn nur Millionenstückzahlen lohnen den Riesenaufwand. Der 64 KdRAM, muß man wissen, ist weltweit einer der verbreitetsten Arbeitsspeicher in Personalcomputern. Die DDR als eines der wenigen Länder der Erde, die Mikroelektronik entwickeln und produzieren, braucht ihn auch, und zwar dringend. Damit Werkzeugmaschinen konkurrenzfähiger und Rationalisierungsmittel effektiver werden. Darum geht es bei der neuesten Nachricht aus Erfurt. Um nicht mehr, aber auch um nicht weniger!

★

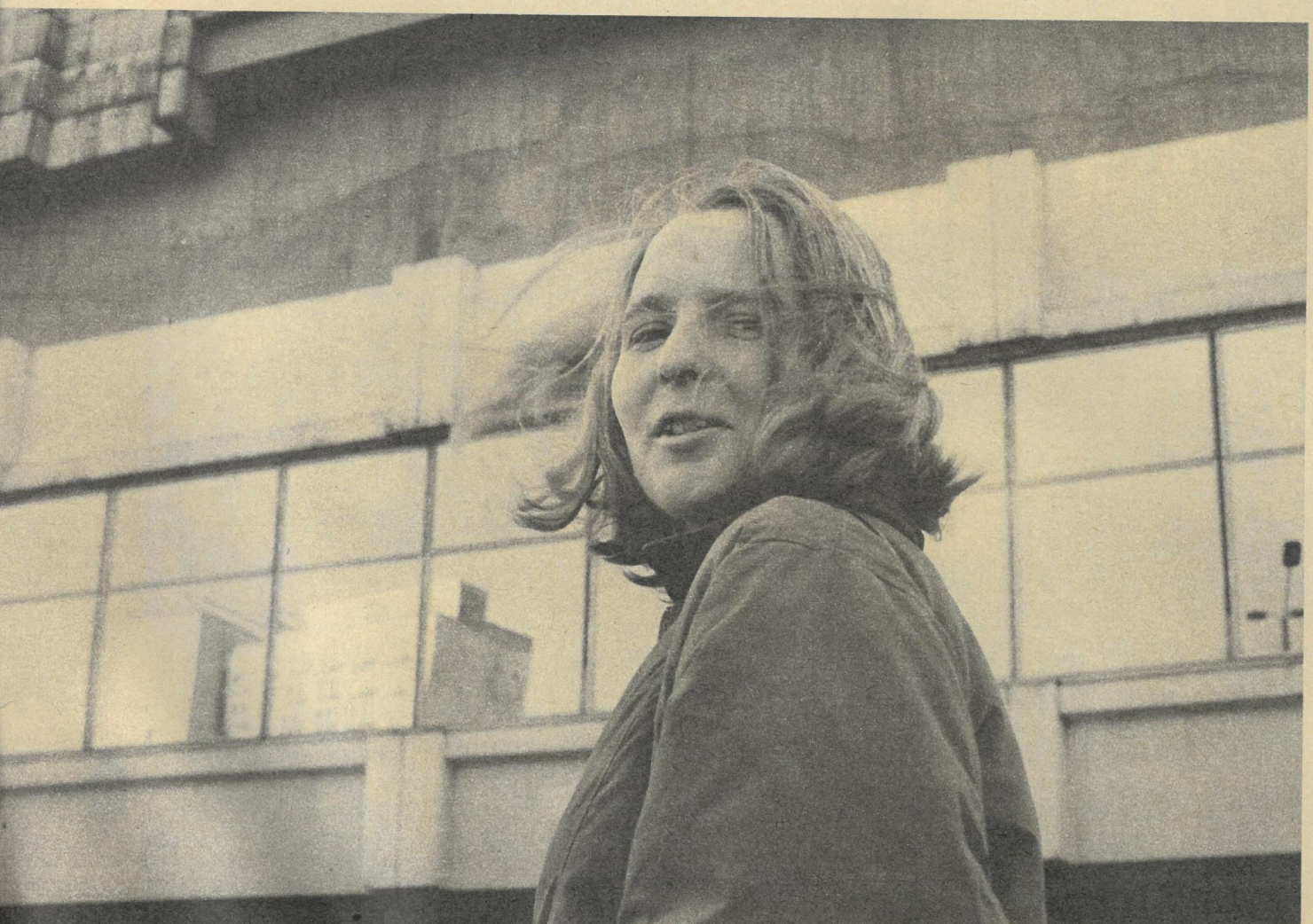
Birgits Arbeit... Es ist ein langer und komplizierter Prozeß von der Idee des Entwerfers bis zum fertigen Schaltkreis, unter Umständen sind bis zu 250 Teilschritte vonnöten, und jeder sollte fehlerfrei ausgeführt werden. Um zu verdeutlichen, an welcher Stelle der Kette Birgit sitzt, wollen wir uns, stark vereinfacht, vor Augen führen, wie ein Chip entsteht. 1. Reines Silizium wird unter Sauerstoff auf etwa 1200 Grad Celsius erhitzt, dadurch bildet sich auf der Oberfläche eine Schicht Siliziumoxid. 2. Eine lichtempfindliche Schicht Lack wird aufgetragen. 3. Eine Schablone mit winzigen Chipstrukturen läßt nur an bestimmten Stellen Licht auf die Lackschicht dringen. 4. Auf diese Weise entstehen beim Entwickeln des Fotolacks an den belichteten Stellen Vertiefungen. 5. Das Siliziumoxid wird an diesen Stellen weggeätzt. 6. Man beseitigt den Fotolack. 7. Das Silizium wird mit Fremdatomen beschossen. Wo sie in die Vertiefungen eindringen können, wird das Silizium positiv oder negativ geladen. Wo negativ und positiv geladenes Silizium aneinandergrenzen, kommt es zum sogenannten Halbleitereffekt, das heißt, Strom fließt oder fließt nicht, Spannung ist vorhanden oder nicht vorhanden. Auf dieser einfachen Ja/Nein-Schaltung beruht beispielsweise die Funktionsweise eines Bit, der kleinsten Informationseinheit. International gehandelte Spitzenchips, die wie viele hochwertige Ausrüstungen der Mikroelektronik auf der Embargoliste für sozialistische Länder stehen, bringen es bis auf eine Million Bit und mehr, am 4-Megabit-Chip wird gearbeitet.

Birgits Platz ist der Nummer 3 unserer schematischen Produktionsdarstellung zuzuordnen. Sie bearbeitet, ergänzt, überprüft Programme für die Herstellung von Schablonen, die selbstverständlich rechnergesteuert erfolgt. Wo es um Leiterbahnen bis zum hundertstel Durchmesser eines Menschenhaares geht, wo Zehntausende, ja Hunderttausende Transistoren, Kondensatoren und Widerstände auf den Bruchteil einer Briefmarke aufgebracht werden müssen, hat direktes Hand-Werk nichts mehr verloren.

Birgit fühlt sich wohl in dieser für einen Laien kaum noch vorstellbaren Miniwelt. Oft genug, wenn es um eine besonders wichtige Aufgabenstellung ging, hat sie den Feierabend über ihrem Computer vergessen. Oft genug, wenn ein Programm „abstürzte", weil sich da irgendwo ein raffiniert getarnter Fehler eingeschlichen hatte, hat sie das Problem in Gedanken mit nach Hause genommen, bis dann beim Abwasch oder nachts im Bett vielleicht die Erleuchtung kam. Und denen, mit denen sie zusammenarbeitet, erging es meist nicht anders.

★

Birgit und ihre Kollegen... Sie ge-



Birgit Stoltze solo und im Kreise der Kollegen. Foto rechts unten: Chip-Denkmal vorm Eingang zum Stammbetrieb, im Volksmund auch „die Pille" genannt.

hen freundlich miteinander um, und einer achtet den anderen. Übrigens, auch elektronische Maschinen sind dankbar für ein ausgewogenes Betriebsklima. Ausgeschaltet zu werden (am Freitagmittag etwa), haben sie nicht so gern, zumindest muß man sie spätestens Sonntagabend wieder in Gang setzen, damit sie Montagvormittag wohltemperiert genug für präzise Arbeit sind.

Der Bereich war so eine Art Flaschenhals. Wir könnten mehr Entwürfe realisieren, wenn die Schablone mehr Leistung bringen würde, hieß es. Das ist seit Januar anders, seit auf Vorschlag des Kollektivs hochproduktive Anlagen auch am Wochenende im Dauerbetrieb genutzt werden. Wir haben, sagte einer, bei den letzten Schablonentypen Durchlaufzeiten erreicht, von denen früher keiner träumen konnte.

Ulrich Bachmann, Sachgebietsverantwortlicher für Software über Birgit: Sehr zuverlässig, manchmal unduldsam. Wenn ihr irgend etwas nicht gefällt, dann drängt sie so lange, bis man das eigene Beharrungsvermögen überwindet, es gibt ja immer Möglichkeiten, etwas zu verbessern. Andererseits könnten bestimmte Dinge bei ihr manchmal auch schneller gehen. Zum Beispiel Englisch. Da wünscht' ich mir, daß sie sich einen Lehrgang an der Volkshochschule besorgt oder das Zeug so lange zu Hause knüppelt, bis sie selber im Original nachlesen kann und nicht erst auf eine Übersetzung warten muß.

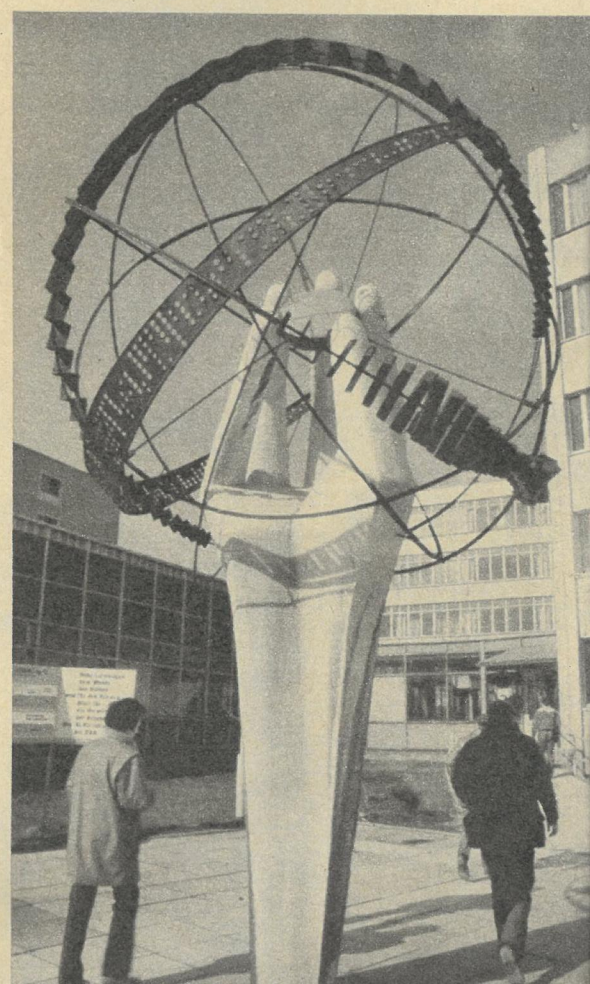
Dr. Steffen Deus, Abteilungsleiter für Rechentechnik: Wenn Birgit eine Arbeit macht, dann steht sie mit voller Akribie dahinter, da merkt man wirklich, daß sie auch über ihren Schreibtisch hinaus denkt, was man noch nicht von allen Kollegen sagen kann. Sehr fleißig, immer bereit, mal irgendwelche Sonderaufgaben zu übernehmen. Negative Seiten fallen mir nicht ein. Ach so, vielleicht das: Sie kann nicht Nein sagen...

★

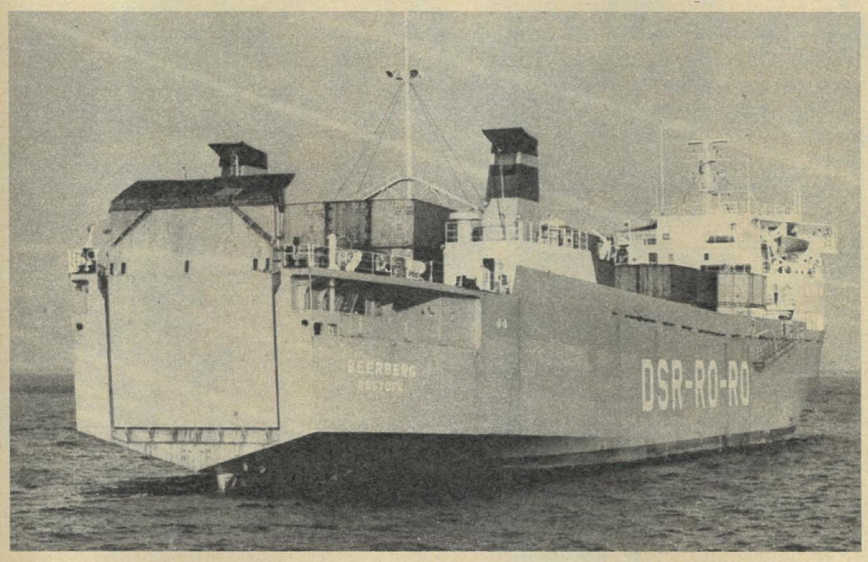
Birgits Leben... Leicht überschaubar, gerade. Vater Elektromeister, Mutter Hausfrau, keine Geschwister. Lehre als Elektronikfacharbeiter mit Abitur, von 1979 bis 1984 Studium der Automatik und Telemechanik, danach zurück zum Erfurter Stammbetrieb. Noch nicht verlobt oder verheiratet. Von einem eventuellen Partner würde eine Menge Verständnis gefordert. Birgit arbeitet in drei Schichten, in regelmäßigen Abständen auch samstags und sonntags. Und ihr Freizeitprogramm ist ebenfalls nicht von schlechten Eltern. Hausgemeinschaftsleitung für drei Häuser, Betriebsvorstandsmitglied der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Dolmetschereinsätze bei Freundschaftstreffen, Betreuung ausländischer Touristengruppen, zirka dreimal im Jahr während des Urlaubs Reiseleiter, hauptsächlich in der Sowjetunion, Dia-Vorträge darüber.

Birgit Stoltze ist Delegierte zum 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und kandidiert für den neu zu wählenden Zentralvorstand. Für ein aktuelles Interview in Berlin haben wir uns verabredet.

Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)



Katzensprung nach Riga



MS „Beerberg" in Fahrt: Rollende Einheiten wie Rolltrailer, Container, alle Arten von Fahrzeugen gelangen über eine Heckrampe auf das Ro-Ro-Schiff. Der hydraulische Ladelift kann mit einer Hubkraft von 30 Tonnen bis zu acht PKW zu den Ladedecks bringen.

„Fünf Tage und fünf Nächte werden wir zwischen Rostock–Riga–Rostock unterwegs sein", sagt Kapitän Heinz Engelbrecht, als wir die Warnemünder Mole passieren. Verschmitzt fügt er hinzu: „Also eine Fahrt vor der Haustür. Wir fahren nur als Springer für MS ‚Kahleberg', das zur Zeit in der Werft liegt. Sonst sind wir auf großer Fahrt."

Heinz Engelbrecht kennt die Weltmeere. Für ihn ist die 505 Seemeilen (909 Kilometer) lange Strecke nach Riga, die uns über Darßer Ort – Nordspitze Bornholm – Südspitze Gotland–Irmstraße führt, mit vier Tagen Seetörn (auf offener See verbrachter Teil der Reise) fast wie ein Katzensprung. Das Schiff könnte 30 Tage auf See fahren, rund 10 000 Seemeilen – etwa zum Roten Meer und zurück –, ohne Treibstoff nachzutanken und Proviant aufnehmen zu müssen.

Zehn Jahre sind es her, seit MS „Beerberg", 1972 in Finnland gebaut, in Diensten von DSR-Lines steht und zugleich Arbeitsstätte von Kapitän Heinz Engelbert wurde. Über die Hälfte der Zeit war er mit dem Schiff auf großer Fahrt. So über zwei Jahre im Liniendienst DDR–Westafrika und im Mittelmeerraum. Viele Reisen führten ins Rote Meer, nach Angola und auch nach Kuba.

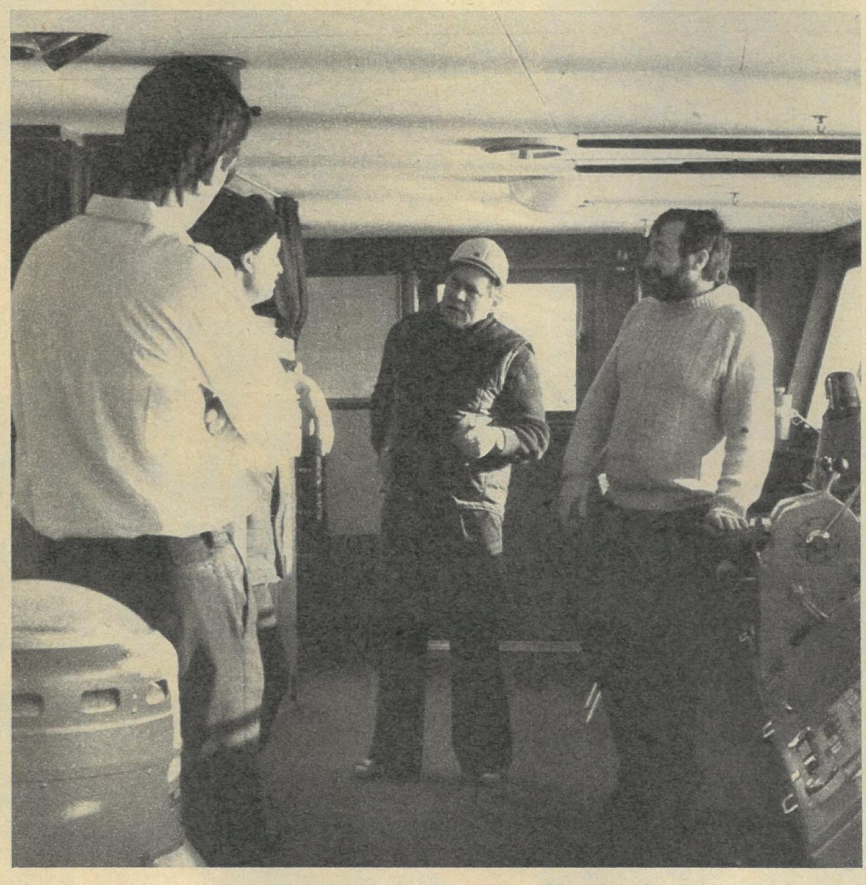
Ein guter Seemann zu sein, das schließt den guten Ökonomen ein. Seemann Engelbrecht: „Wir stehen an der Spitze bei den Frachteinnahmen, da unser Schiff sehr wertintensive Güter transportiert: Auf dieser Reise hin und retour sind es Multicars (unser Farbfoto), Spezialfahrzeuge, Werkzeugmaschinen und eine Vielzahl anderer technischer Güter. Das ist für die gute Bilanz unseres Kombinats Seeverkehr und Hafenwirtschaft von großer Bedeutung."

Jährlich für etwa drei Monate verkehrt MS „Beerberg" auf der Riga-Linie. „Wir sind auf dieser Strecke aber genausogut bekannt wie das Stammschiff. Ich hatte das Glück, 1983 mit meinem Schiff den Riga-Liniendienst eröffnen zu können."

Inzwischen gibt es viele persönliche Freundesbande, erhielt die Besatzung des MS „Beerberg" mehrfach den Ehrentitel „Kollektiv DSF".

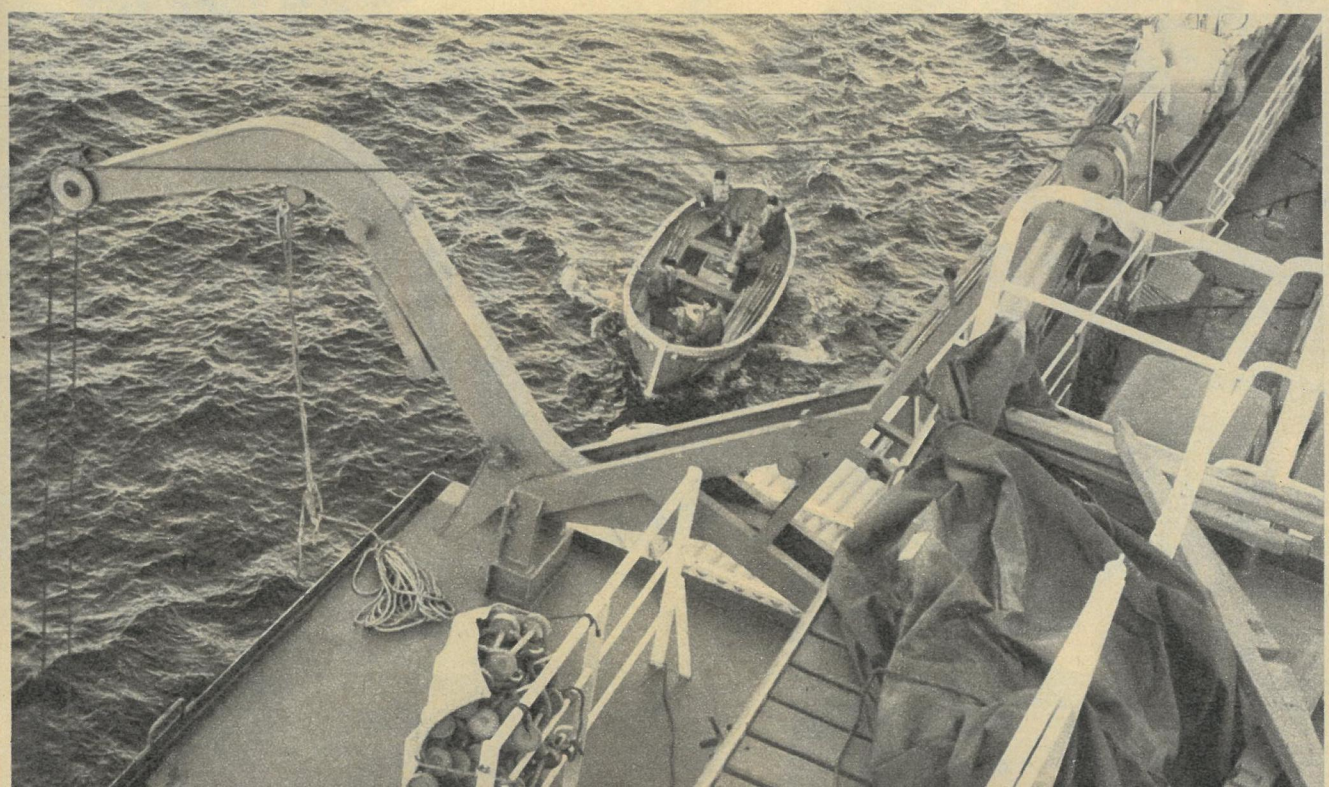
Später auf der Heimreise begegnen wir auf offener See dem sowjetischen MS „Pyer Puyyad". Nachdem beide Kapitäne per Funk Grüße ausgetauscht und der jeweiligen Besatzung eine gute Fahrt gewünscht haben, erfahren wir von Heinz Engelbrecht: „Gemeinsam mit diesem Containerschiff, es transportiert jährlich rund 40 000 Container, befahren wir die ‚Linie der höchsten Qualität'. Wir teilen die Kosten und die Einnahmen. Den Nutzen haben die Reedereien unserer Länder." Beide Besatzungen ringen im Wettbewerb um höchste Ergebnisse, so bei der Auslastung der Schiffe, der Vermeidung von Schäden beim Laden und Löschen, beim Erreichen kurzer Hafenliegezeiten und möglichst kurzer Fahrzeiten. Die sowjetischen und DDR-Seeleute sind gemeinsam den Reserven auf der Spur.

Karl-Heinz Holub (Text)
Holub, Schäfer (Fotos)



Lagebesprechung beim Kapitän: Heinz Engelbrecht (Mitte) wertet mit seinen nautischen Offizieren das Seenotrettungsmanöver aus.

Mann über Bord: Vom Auslösen des Übungsalarms bis zum Bergen des „Verunglückten" brauchte die Mannschaft 10,5 Minuten. Die Normzeit beträgt 15 Minuten.



Das Kombinat Seeverkehr und Hafenwirtschaft wurde am 1. Januar 1974 gebildet. Es beschäftigt 24 000 Werktätige. Rostock ist Basishafen für insgesamt 25 Liniendienste. In fünf Hafenbecken mit insgesamt 9000 Meter Kailänge stehen 36 leistungsfähige Liegeplätze zur Verfügung. Die 170 Frachtschiffe von DSR-Lines haben eine Gesamttragfähigkeit von 1,8 Millionen Tonnen. Darunter sind 78 Stückgutschiffe. Im Dienst 14 Vollcontainerschiffe mit über 10 000 Stellplätzen. Der Anteil der Container am Transport von Stückgut beträgt derzeit 50 Prozent. Neben der Handelsflotte stehen über 130 schwimmende Einheiten der Technischen Flotte sowie verschiedener Betriebe für seeverkehrstypische Dienstleistungen zur Verfügung.

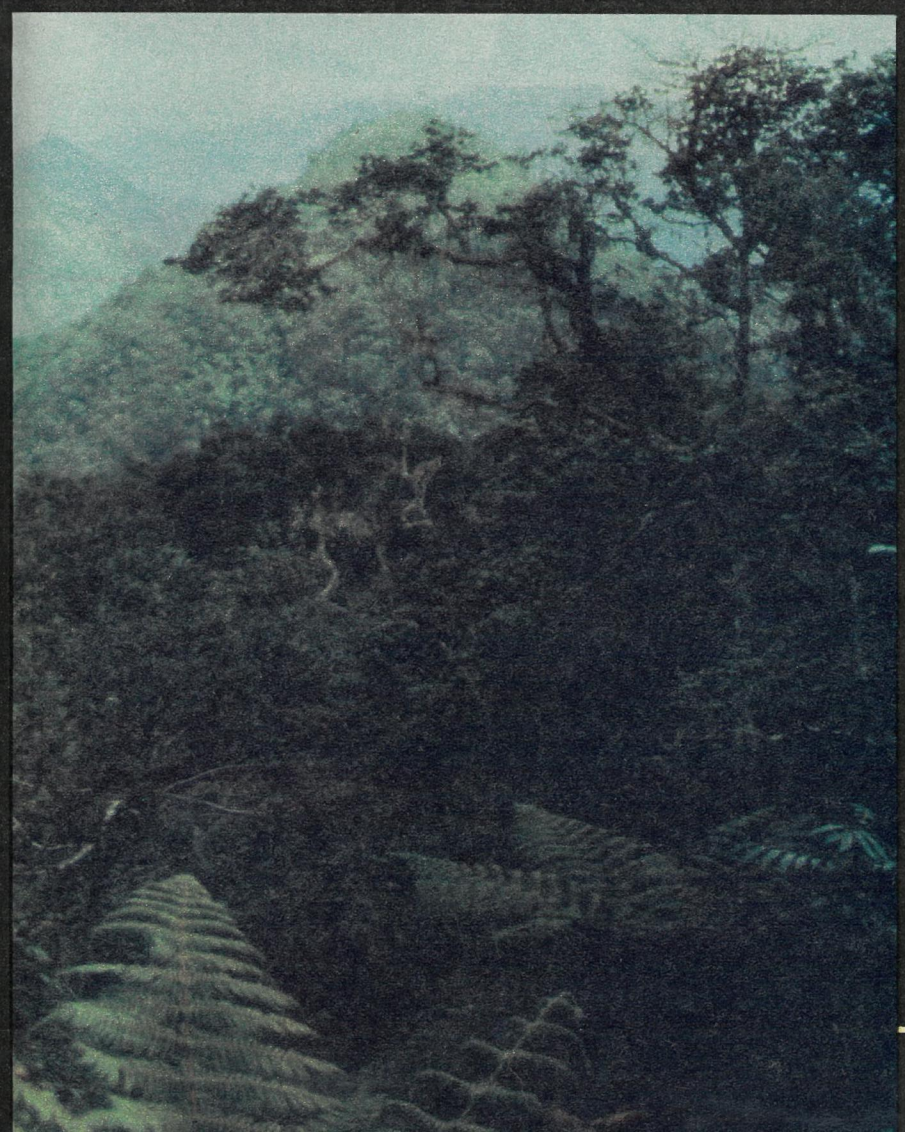
In den unzugänglichen Bergregionen lebt der Nationalvogel Kubas, der Tocororo.

Im Farndickicht kommt unser Botaniker nur schwer vom Fleck.

Hochgiftig ist der Schleim, den dieser 20 Zentimeter lange Tausendfüßer absondert.

Ohne jedes grüne Blatt leuchtet der mehr als faustgroße rote Blütenstand eines Wurzelschmarotzers an Urwaldbäumen mehrere Wochen lang.

Bergregenwald am Pico Bayamesa (links unten).



In den Bergen des TOCORORO

Viele Farben trägt der Nationalvogel Kubas, der Tocororo: grün, blau, weiß, rot und schwarz. Aber so prächtig er ist, so scheu ist er auch. Und doch gelangen unserem Autor, Dr. Matthias Freude von der Humboldt-Universität Berlin, die wahrscheinlich ersten Farbfotos dieses Vogels in freier Wildbahn. Als Zoologe nahm Dr. Freude an einer kubanischen Expedition zum zweithöchsten Gipfel der Sierra Maestra teil.

In den Bergen des Tocororo

Expeditionen in Kuba haben ihre eigenen Gesetze. Das beginnt schon bei der Vorbereitung: Die „Palaver" dauern tagelang, geradezu genüßlich werden selbst Einzelheiten geplant, wohl wissend, daß am Ende doch alles ganz anders kommt...

Von der Distrikthauptstadt Manzanillo aus, etwa 100 Kilometer westlich von Santiago de Cuba gelegen, fahren wir 50 Kilometer am Rande der Sierra Maestra entlang. Hinter der verträumten Kleinstadt Guisa geht es in die Berge. Die Hänge sind bis obenhin bewaldet, sehen dschungelartig unberührt aus. Doch dieser Eindruck täuscht. Schon die frühen spanischen Kolonisatoren haben hier mit Axt und Säge ganze Arbeit geleistet und alle wertvollen Hölzer, also die meisten der Urwaldriesen, gefällt. Vor allem die einheimische Mahagoniart war zur Biedermeierzeit im Möbelbau sehr begehrt.

In den ersten Stunden der Fahrt sehen wir deshalb fast nur Sekundärwälder, sehr dicht und von stacheligem Gestrüpp durchwuchert. Immer wieder kommen kleine Ansiedlungen ins Blickfeld, meist aus drei, vier Blockhütten bestehend, die zum Schutz vor den Regengüssen ein vielschichtiges Dach aus Palmwedeln tragen. In kleineren Hütten gleicher Bauart sind Schweine und Hühner untergebracht, soweit sie nicht frei im Wald umherstreifen. Die Bauern dort leben vom Kaffeeanbau.

Schon über vier Stunden holpern wir nun die Piste am oder im Rio Bayamo aufwärts, oftmals das Flußbett querend, das hier allerdings selten mehr als einen Meter tief ist. Ab etwa 800 Meter über dem Meeresspiegel ändert sich der Charakter der Landschaft. Am Wege stehen jetzt überall graubärtige Baumriesen. Ganze Berghänge sind mit wehenden Bärten bedeckt, meterlangen flechtenähnlichen Tilandsien (Tilandsia usneoides), die zur Familie der Bromeliengewächse gehören, also nahe Verwandte der Ananas sind.

Der Weg wird immer steiler, die Schlaglöcher und Spurrinnen immer tiefer. Und plötzlich ist Schluß. Ein Erdrutsch hat die Piste unter Schuttmassen begraben. Da ist nichts zu machen: Ende der ersten Etappe.

An einem Wasserfall des Rio Bayamo, der hier noch ein reißender Gebirgsbach ist, bleiben Auto, Fahrer sowie der gesamte Luxus wie Zelte, Matratzen, unnötige Verpflegung und unsere beiden Köchinnen zurück. Außer dem Führer sind wir noch fünf: zwei Botaniker aus Manzanillo, einer ihrer Studenten, mein Dolmetscher (englisch/spanisch) und ich als Zoologe. Wir schultern nur die allernotwendigsten Gepäckstücke. Der Grund ist jedem von uns spätestens dann klar, wenn er vollbeladen ein paar Schritte aus dem schützenden Bergwald hinaus in die Tropensonne macht. Der Schweiß rinnt einem buchstäblich in Strömen über den Körper. Mein Hemd ist innerhalb weniger Minuten klitschnaß. Noch ahne ich nicht, daß dieser Zustand in den nächsten Tagen ein Dauerzustand sein wird.

Wir überklettern den Bergrutsch. Auf einer Breite von einigen hundert Metern haben die Erdmassen ihren Halt verloren. Brandrodung zerstörte hier vor Jahrzehnten den Urwald. Längst ist die Bananenpflanzung aufgegeben, die Menschen zogen ins Tal. Die buschartig nachgewachsene Vegetation hatte dem Boden aber nicht den Halt geben können, wie die ursprünglichen Baumriesen: Der Bergrutsch als späte Rache der Natur.

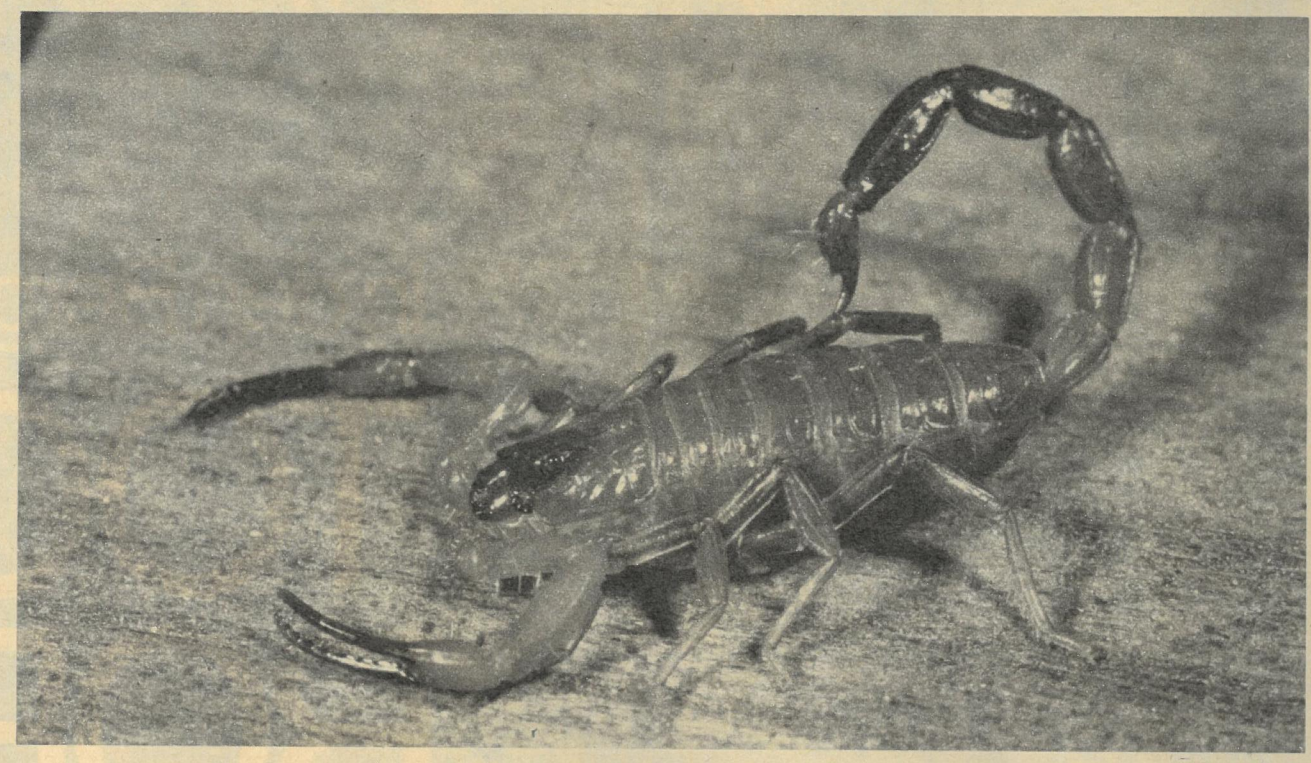
Nach zwei Stunden Fußmarsch stehen wir am Rande der Bayamesa-Kette. Zu meiner Überraschung sind große Teile der Hänge fast kahl, nur von schütterem Dornengestrüpp bedeckt. Unser Führer erzählt, daß sich im Jahre 1957 ein Teil der Rebellenarmee unter Che Guevara hierher zurückgezogen hatte, hart von den Batista-Soldaten bedrängt. Die Regierungstruppen legten damals am gesamten Berghang Feuer, und Tausende Hektar Urwald brannten nieder. Der Sieg über den Wald war vollständig, das sieht man noch heute. Zum Sieg über Che Guevaras Rebellen hat es nicht gereicht, das zeigt die Geschichte. Zum Gedenken an die gefallenen Revolutionäre soll ein Monument auf einem der Gipfel, dem Pino del Agua, errichtet werden. Nun wird mir auch der Grund für den Bau der Piste klar, die erst kürzlich von Pioniereinheiten der Armee angelegt wurde und nur außerhalb der Regenzeit befahrbar ist – und wie wir sehen, auch dann nicht immer.

Der Aufstieg am sonnendurchglühten Hang wird bei über 50 Grad Celsius zur Strapaze. Nach reichlich zwei Stunden erreichen wir den Rand des Bergregenwaldes. Endlich Rast! Wir blicken zurück auf die unter uns kreisenden Truthahngeier, Rotschwanzbussarde und ein Paar der zierlichen Sperlingsfalken. Doch unser Führer ist unruhig. Er mißtraut dem Wetter. Nur kurze Zeit später erleben wir, wie recht er hatte. Über den Bergkamm kommt urplötzlich eine Wolkenwand geschossen, hat uns in wenigen Minuten erreicht, hüllt uns in feine Regenschleier. Anfangs ist uns die feuchte Abkühlung willkommen, doch bald wird es empfindlich kühl.

Es regnet immer noch, als wir im Halbdunkel auf dem Pino del Agua ankommen. Der hohle Sockel des geplanten Denkmals bietet uns Schutz vor den Wassermassen. Wir frieren jämmerlich. Von unserem qualmenden Lagerfeuer angelockt, taucht plötzlich ein Maultiertreiber aus dem Nebel auf. Als er die Lage überblickt, lädt er uns breit lächelnd in sein Camp ein, es sei ganz in der Nähe. Wir stolpern auf der anderen Seite des Kammes fast zwei Stunden einen Maultierpfad hinab. Es ist stockdunkel, als wir das Lager der Forstleute erreichen. In zwei Baracken leben etwa 40 junge Männer weitab von jeder Zivilisation. Sie forsten die verwüsteten Hänge auf, vor allem mit der nur hier vorkommenden prächtigen Sierra-Maestra-Pinie. Der Empfang ist überaus herzlich, wir bekommen trockene Decken und liegen schon kurze Zeit später auf den Dielen ausgestreckt, die Decken über den Kopf gezogen.

Draußen ist der Regen in feines Nieseln übergegangen. Wir lauschen den Stimmen der Nacht. Das Konzert der Zikaden, Heuschrekken und Frösche ist überwältigend. Geradezu ohrenbetäubender Lärm kommt aus den Büschen und von den epiphytenbewachsenen Baumriesen. Die Frösche quaken hier nicht nur, sie zirpen, pfeifen, trillern, knarren und quorren wild durcheinander. Für den Laien ist es unmöglich zu entscheiden, ob solch Ruf von einem Insekt, einem Frosch oder einem Nachtvogel stammt.

Noch vor Sonnenaufgang weckt mich die Kälte. Der Regen hat aufgehört und einem unvergleichli-



Über 10 Meter hoch sind die Baumfarne, eine der urtümlichsten Pflanzen des Urwaldes.

Dieser Skorpion lief nachts über die Dielen des Forstarbeitercamps. Deshalb werden morgens erst einmal die Schuhe ausgeschüttelt.

chen Sternenhimmel Platz gemacht. Ich schultere meine Ausrüstung und ziehe los. Den Berg hinauf, den wir gestern nacht so mühsam hinunterschlitterten. Noch in der Dämmerung ertönen die ersten Vogelstimmen. Am Lager fliegen die glänzendschwarzen Bootsschwänze (Quiscalus niger) mit ihren senkrecht gedrehten Schwänzen laut schackernd von Baum zu Baum, und die hier Todi genannten kubanischen Blackbirds (Dives atroviolaceus) beherrschen mit ihren klaren, weittragenden To-di- und Ti-o-Rufen die Akustik des Tales. Beide Arten sind den Menschen bis in über 1000 Meter Höhe gefolgt. Das ist erstaunlich, da es hier nicht mehr als zwei Baracken und eine kleine Bananen- und Süßkartoffelplantage gibt.

Im Bergwald über dem Lager sind nun eigenartige Vogellaute zu hören. Sie klingen fast wie auf einer Elektroorgel gespielt – mit Hall und außergewöhnlich voll im Ton. Niemals schnell, mitunter nachtigallenähnlich im Schlag, aber meist eher langsam flutend kommt der laute Gesang aus der Kehle eines kleinen, unscheinbaren graubraunen Vogels. Es ist die kubanische Solitaire (Myadestes elisabeth), hier Ruiseñor genannt. Nur wenig später klingt zwischen den lärmenden Rufen von mindestens drei Fruchttaubenarten eine dumpfe, ebenfalls sehr laute Rufreihe herüber: toc-coro-toc-coro-toc-coro… Kein Zweifel, das muß der langgesuchte Tocororo sein! Das Herz schlägt mir bis zum Halse, während ich den Hang nach dem Rufer absuche. Erst nach dem Ertönen der zweiten Rufreihe entdecke ich ihn. In sich zusammengesunken, in typisch steifer Haltung auf einem Ast, die Kehle gebläht, dringen die dumpfen Rufe aus seinem Leib. Schillernd grüner Rükken, blauer Oberkopf, schwarze Augenbinde, weiße Brust, knallroter Bauch und die tiefblauen gebuchteten Schmuckfedern am Schwanz machen den etwa taubengroßen Vogel zu einem der schönsten Vögel der Insel. Da er außerdem die kubanischen Nationalfarben in unnachahmlicher Pracht trägt, gilt der kubanische Trogon (Priotelus temnurus) als Nationalvogel der Zuckerinsel.

Inzwischen melden sich überall im Bergwald die revierbesitzenden Tocororo-Männchen. Wie Echos springen die dumpfen Rufreihen von Hang zu Hang.

Immer noch tropft der Nebel von den Bäumen. Mit den ersten Sonnenstrahlen wird das Morgenkonzert der Vögel leiser. Kaum eine Stunde später sind die Sänger verstummt, im Immergrün des Nebelwaldes verschwunden. Nur die Geier und insektenfangenden Tyrannen sind dann über dem Wald zu sehen, Kolibris umschwirren Blütenbäume und natürlich die Schmetterlinge…, handgroße Falter mit blauen, gelben und grünen Schillerfarben. Aber alle sehr scheu, fast unmöglich, sie zu fangen oder sogar zu fotografieren.

Nach gut zwei Stunden holen mich die anderen ein. Bald haben wir die gestrige Höhe erreicht und steigen nun auf einem schmalen Trampelpfad weiter. Der Bergwald besteht hier vor allem aus breitgefächerten Baumfarnen und fast undurchdringlichen Lianen- und Farndikkichten. Urtümliche Bärlappgewächse bedecken den Boden. Ohne Machete ist kein Vorwärtskommen möglich. Was zu Boden fällt, ob abgeschlagene Liane oder Urwaldriese, bleibt nicht lange liegen. Millionen von Termiten, Ameisen, Tausendfüßern, Milben und anderen Kleintieren sorgen dafür, daß im organischen Material enthaltene Nährstoffe schnell in den Kreislauf des Lebens zurückkehren.

Gabriel und Raimondo, unsere beiden Botaniker, sind für die nächsten Tage von einem wahren Sammelrausch ergriffen. Sie nehmen Proben von Orchideen, Farnen, Bärlappen, Flechten, Moosen. Immer wieder betonen sie, daß in diesem Gebiet vor uns mit Sicherheit noch kein Wissenschaftler war. Das motiviert und läßt auch den allabendlichen Wolkenbruch leichter ertragen. Nicht weit vom Pico Bayameso entfernt, komme ich nach stundenlangem Ansitz auch noch zu einigen Fotos des herrlichen Tocororo. Es sind wahrscheinlich die ersten Farbfotos, die von ihm in freier Wildbahn gemacht wurden.

Fotos: Dr. Matthias Freude

Im nächsten Heft:

Beratung an der Spree

FREIE WELT berichtet exklusiv vom 13. Kongreß der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in der Hauptstadt der DDR.

Urwaldleben in der Sierra Maestra

Eine neue Rücktitelserie macht mit interessanten Lebewesen des kubanischen Regenwaldes bekannt.

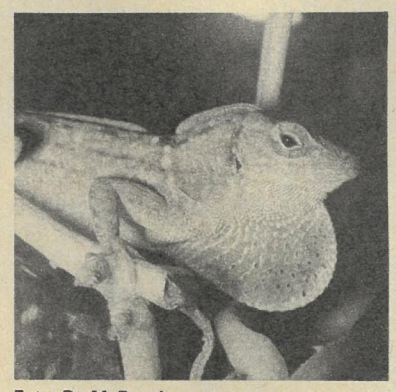


Foto: Dr. M. Freude

Supraleitung – eine neue Hochtechnologie

Die Physiker in aller Welt haben Hochkonjunktur. Ein Kongreß löst den anderen ab. Die Entdeckung der „warmen" Supraleitung vor zwei Jahren, so der Tenor, wird Wissenschaft und Technik revolutionieren.

Die ungleichen Brüder

Eldar und Georgi Schengelaja (Foto: v. rechts n. links), zwei berühmte Filmregisseure, erzählen von ihrer Familientradition und georgischer Filmkunst. Die Schriftstellerin Gisela Karau (Foto: Mitte) besuchte die beiden Künstler in Tbilissi.

Foto: V. Billeb

Neue FREIE WELT-Serie

Begegnungen in der Mongolischen Volksrepublik, unter anderem mit nomadisierenden Viehzüchtern und den Eltern des ersten mongolischen Kosmonauten.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale — Gesteine — Erze

in den Geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie Freiberg

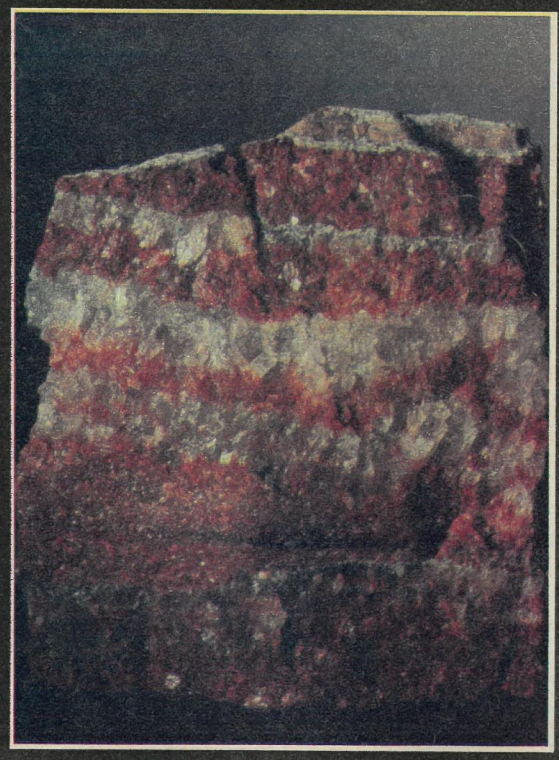
FREIE WELT (8)

In der Kulturgeschichte des Menschen spielte Salz über Jahrtausende eine bedeutende Rolle. Plinius schrieb im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung: „Sonne und Salz sind unentbehrlich für alles Leben." Es gab Zeiten, in denen Salz mit Gold aufgewogen wurde. Oft war deshalb der einträgliche Salzhandel ausschließlich den Fürsten vorbehalten. Auf sogenannten Salzstraßen wurde das für die menschliche Existenz so wichtige Mineral befördert.

Die würfeligen Kristalle des Halits (Foto oben) sind von beeindruckender Reinheit und Schönheit. Der Halit, auch Steinsalz, Kochsalz, Siedesalz und anders genannt, ist chemisch Natriumchlorid. Er wird durch Eindampfung aus dem Meerwasser, aus der Sohle von Salzquellen oder bergmännisch gewonnen. Hauptobjekt des heutigen Salzbergbaus sind jedoch das Kaliumchlorid Sylvin beziehungsweise Sylvingesteine (Foto rechts Sylvingestein aus Soligorsk). Wurden die Steine früher beim Steinsalzbergbau als Abraum aufgehaldet, sind sie seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts begehrter agronomischer Rohstoff.

Die Sowjetunion verfügt über die weltgrößten Salzlagerstätten und Kalisalzvorräte. Traditionell wird Salz in der Pripjat-Dnepr-Donez-Senke (Soligorsk), im Vorural (Perm) und in der Prikaspi-Senke gewonnen. Riesige Vorkommen entdeckte man 1977 im Angara-Lena-Gebiet. In Salzseen im Süden der UdSSR entstehen Salzlagerstätten neu.

Neben der Bedeutung von Salz bei der Lebensmittelherstellung und -konservierung und als Würzmittel sind Salzminerale und -gesteine wichtige Rohstoffe für die chemische Industrie und für landwirtschaftliche Düngemittel.



ENDE DER SERIE

Preisfrage: Wie hoch ist der Salzgehalt des Toten Meeres? Antworten bitte auf Postkarte bis 25. Mai 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin 1056

Die richtige Lösung in Heft 8/88 lautete: Torricelli.

Es gewannen: 100 M – W. Opitz, Leipzig; 75 M – E. Dübel, Schwerin; je 50 M – G. Siemann, Heinersdorf; H. Kluge, Eppendorf; G. Behne, Dresden.

Die Auflösungen und Gewinner der Folgen 7 und 8 finden Sie auf dem Leserforum in den Heften 11 und 13/88.

Fotos: Michael Knopfe, Text: Dr. sc. Wolfgang Weber, Redaktion: Christel Kotsch